

DER STERN

115. JAHRGANG NUMMER 5 KIRCHE JESU CHRISTI DER HEILIGEN DER LETZTEN TAGE MAI 1989

Mai 1989
115. Jahrgang
Nummer 5

DER STERN

Verantwortlich für Übersetzung und Lokalteil:
Johannes Gutjahr, Dieselstraße 1,
D-6367 Karben 1
Telefon: 06039/5001

Herausgeber:
Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage,
Industriestraße 21, Postfach 1568,
D-6382 Friedrichsdorf 1,
Telefon: 06172/710334

Die internationale Zeitschrift der Kirche, deutsch „DER STERN", erscheint monatlich auf chinesisch, dänisch, deutsch, englisch, finnisch, französisch, holländisch, italienisch, japanisch, koreanisch, norwegisch, portugiesisch, samoanisch, schwedisch, spanisch und in der Tongasprache; zweimonatlich wird sie auf indonesisch, tahitisch und thailändisch veröffentlicht, vierteljährlich auf isländisch.

DER STERN is published monthly by The Church of Jesus Christ of Latter-day Saints, 50 East North Temple, Salt Lake City, Utah 84150. Application to mail at second class postage rates is pending at Salt Lake City, Utah. Subscription price $ 10.00 per year. $ 1.00 per single copy. Thirty days' notice required for change of address. When ordering a change, include address label from a recent issue; changes cannot be made unless both the old address and the new are included. Send U. S. A. and Canadian subscriptions and queries to Church Magazines, 50 East North Temple Street, Salt Lake City, Utah 84150, U. S. A. Subscription information telephone number 801-240-2947.

POSTMASTER: Send address changes to DER STERN at 50 East North Temple Street, Salt Lake City, Utah 84150, U. S. A.

Jahresabonnement:
DM 26,– durch Einzugsverfahren (bei Bestellung durch Zweig oder Gemeinde). Bei Direktbestellung an Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Stadtsparkasse Frankfurt, Konto-Nr. 88666, BLZ 50050102.
sFr. 21,00 an Citibank, N. A. Zürich,
Konto-Nr. 0/110501/005,
Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage in der Schweiz.
öS 180,– an Erste Österreichische Spar-Casse-Bank, Konto-Nr. 004-52602, Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage.
USA und Kanada (nicht mit Luftpost): US$ 10.00

Erscheint zwölfmal im Jahr

Printed by Friedrichsdorf Printing Center
Federal Republic of Germany

Beilagenhinweis: Dieser Ausgabe liegt der „KINDERSTERN Mai 1989" bei.

PB MA 8905 GE

DER STERN

Offizielle deutschsprachige Veröffentlichung der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage mit Artikeln aus den Zeitschriften *Ensign*, *New Era* und *Friend*.

Inhalt

Für Kinder



Umschlagbild: *Die Taufe Jesu* von Harry Anderson.
© Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage.
Der Erretter wurde von Johannes getauft. Im Mai 1829 erschien Johannes der Täufer Joseph Smith und Oliver Cowdery und stellte die Priestertumsvollmacht wieder her, die für die heilige Handlung der Taufe nötig ist.



BOTSCHAFT VON DER ERSTEN PRÄSIDENTSCHAFT

„EUCH, MEINEN MITKNECHTEN ...“

Präsident Gordon B. Hinckley
Erster Ratgeber in der Ersten Präsidentschaft



Eines Tages stand ich am Ufer des Susquehanna in der Gegend von Harmony, Pennsylvania. Ich war unter den Bäumen spazierengegangen und an das Ufer hinabgestiegen, und nun dachte ich daran, was sich dort am 15. Mai 1829 zugetragen hat und was für ein wundersames Ereignis das war.

Ich dachte an Joseph Smith, einen jungen Mann von dreiundzwanzig Jahren. Er hatte sich zuvor mit Emma Hale vermählt, und die beiden waren nach Harmony gezogen, wo Emmas Eltern lebten. Der Schullehrer Oliver Cowdery hatte Joseph Smith besucht und ihm seine Dienste als Schreiber bei der Übersetzung des Buches Mormon angeboten. Joseph Smith hatte diktiert, Oliver Cowdery hatte es niedergeschrieben.

Im Mai ist die Landschaft wunderschön. Die Bäume stehen im Frühlingslaub, hier und da gibt es noch Blüten. Der Fluß führt viel Wasser, denn es ist Schneeschmelze.

Während die beiden jungen Männer die Aufzeichnungen aus alter Zeit übersetzten, stießen sie auf eine Erwähnung der Taufe zur Sündenvergebung. Zweifellos sprachen sie darüber, und es gab ihnen zu denken. Bestimmt hatten sie Fragen: Wer besaß eigentlich Vollmacht zu taufen, und wie ging eine Taufe vor sich? Da sie darauf keine sichere Antwort finden konnten, mag wohl einer zum anderen gesagt haben: „Fragen wir doch den Herrn!“

Sie gingen aus dem Haus und über den Hof und die Felder in den Wald, wo sie allein sein und beten konnten.

Oliver Cowdery berichtet, wie sie, als sie beteten, die Stimme des Erlösers vernahmen. Bestimmt waren sie erschrocken. Als sie aufblickten, sahen sie einen Engel in einer Lichtwolke herabkommen. Der Engel redete sie an.

Er „sagte, er heiße Johannes, der nämliche, der im Neuen Testament Johannes der Täufer genannt werde, und er wirke auf Weisung von Petrus, Jakobus und Johannes; diese hätten die Schlüssel des Priestertums Melchisedeks inne.“

Dann legte er den beiden jungen Männern die Hände auf das Haupt und ordinierte sie mit folgenden Worten:

„Euch, meinen Mitknechten, übertrage ich im Namen des Messias das Priestertum Aarons, das die Schlüssel des Dienstes von Engeln und die des Evangeliums der Umkehr und die der Taufe durch Untertauchen zur Sündenvergebung innehat; und es wird nicht mehr von der Erde genommen werden, bis die Söhne Levi dem Herrn wieder Opfer darbringen in Rechtschaffenheit.“ (LuB 13.)

„Er sagte, dieses Aaronische Priestertum habe nicht die Macht, zur Gabe des Heiligen Geistes die Hände aufzulegen.“ Diese Macht, kündigte er indes an, werde ihnen später noch übertragen. Dann forderte er sie auf, sich taufen zu lassen. Joseph Smith sollte zuerst Oliver Cowdery taufen, dieser daraufhin Joseph Smith. Sie stiegen hinunter zum Ufer. Fast sehe ich sie vor mir – zwei ernsthafte junge Männer, wie sie der Weisung eines Auferstandenen Folge leisten. Joseph Smith taufte zuerst Oliver Cowdery, indem er ihn im Wasser des Flusses untertauchte. Daraufhin taufte

Oliver Cowdery in gleicher Weise Joseph Smith, wonach dieser ihm die Hände auflegte und ihm das Aaronische Priestertum übertrug, wie Johannes es kurz zuvor getan hatte. Dann tat Oliver Cowdery dasselbe mit Joseph Smith.

Diese nochmalige Übertragung des Priestertums war zwar vermutlich nicht nötig, wurde aber vollzogen, um etwas Bestimmtes deutlich zu machen. Vollmacht hatten sie von Johannes ja bereits empfangen. Nun aber wurden sie belehrt, daß das Priestertum erst nach der Taufe empfangen werden soll, und es wurde festgelegt, auf welche Art und Weise es zu übertragen sei.

Johannes sprach bei der Übertragung des Priestertums nur wenige Worte. Die meisten von uns sagen vermutlich viel mehr, wenn sie jemandem dieses Priestertum übertragen. Dennoch sagte Johannes alles, was erforderlich war, und zeigte uns durch dieses Beispiel, was nötig ist.

Die Vollmacht, die er ihnen übertrug, war dieselbe Vollmacht, die er, Johannes, in Palästina innegehabt hatte, wo er als der Täufer bekannt gewesen war, der Mann, zu dem Jesus kam, um sich im Wasser des Jordan taufen zu lassen.

Johannes war kein gewöhnlicher Mensch gewesen. Über ihn, den Propheten, hat Jesus gesagt: „Unter allen Menschen gibt es keinen größeren als Johannes." (Lukas 7:28.)

Es erscheint mir bemerkenswert, daß Johannes Joseph Smith und Oliver Cowdery die Hände auf das Haupt legte. Es ist das erstemal, daß diese Vorgangsweise in den Aufzeichnungen der Wiederherstellung erwähnt wird. Ferner finde ich es bedeutsam, daß er, ein auferstandenes Wesen, den beiden jungen Männern, denen das Priestertum übertragen wurde, wirklich die Hände auf das Haupt legte. Göttliche Vollmacht wird auch durch einen physischen Vorgang übertragen. Es ist, als fließe die Vollmacht, wenn die entsprechenden Worte gesagt werden, von dem, der sie hat, auf den über, der sie empfängt – durch die Hände des einen auf das Haupt des andern.

Dann sprach Johannes die Worte: „Euch, meinen Mitknechten." Es ist bedeutsam, daß er nicht etwa sagte: „Euch jungen Männern", sondern: „Euch, meinen Mitknechten." Er stellte sich mit ihnen auf die gleiche Stufe und brachte bei diesem wichtigen Anlaß sehr klar zum Ausdruck, daß in der Kirche nicht der eine Herr und der andere Knecht ist und daß alle, die das Priestertum tragen, gleichermaßen Knechte des ewigen Gottes sind, von dem diese Vollmacht stammt. Ein Mann mag reich oder arm, körperlich stark oder schwach, von heller oder dunkler Hautfarbe sein, groß oder klein, hochgebildet oder, wie Joseph Smith, weitgehend ungebildet. Was die göttliche Vollmacht betrifft, macht das alles nichts aus. Worauf es ankommt, ist die Würdigkeit des einzelnen. Die einleitenden Worte des Johannes – „Meine Mitknechte" – sind von großer Bedeutung. Einige der wichtigsten Männer in der Geschichte dieses Werkes besaßen nur wenig von den Gütern dieser Welt oder nur wenig formale Bildung, oder ihre äußere Erscheinung war nicht sehr eindrucksvoll. Wichtig ist aber, daß sie als würdig befunden wurden, das Priestertum Gottes zu tragen und es auszuüben.

Als nächstes sagte Johannes: „Im Namen des Messias." Auch damit setzte er bei dieser ersten Ordinierung in unserer Evangeliumszeit ein Beispiel. Wenn wir an einer heiligen Handlung des Priestertums mitwirken, sagen wir gewöhnlich nicht: „Im Namen des Messias." Normalerweise sagen wir dasselbe mit anderen Worten, nämlich: „Im Namen Jesu Christi." Wir dürfen nie vergessen, daß wir unsere gesamte Priestertumsarbeit im Namen Jesu Christi, des Sohnes Gottes, des Erretters und Erlösers der Welt, tun, in dessen Dienst wir als Priestertumsträger stehen.

Der Name Jesu Christi ist heilig. Niemand sollte ihn je ehrfurchtslos aussprechen. Es ist eine äußerst schwere Sünde, diesen Namen zu entheiligen. Es ist der heilige Name, den Gott unserer Kirche gegeben hat. Er ist anders als jeder andere Name, denn sein Träger war anders als alle anderen Menschen. Er ist als Sohn einer sterblichen Mutter und des ewigen Vaters auf die Erde gekommen, hat durch die göttliche Macht, die in ihm war, den Tod überwunden, ist vom Grab auferstanden und hat der ganzen Menschheit Errettung gebracht.

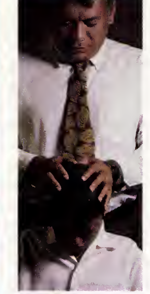
Mißbrauchen Sie also niemals und unter keinen Umständen den Namen des Herrn. Halten Sie ihn immer heilig, und sprechen Sie ihn ehrfurchtsvoll aus.

Als nächstes sagte Johannes, er übertrage ihnen das Priestertum Aarons. Aaron besaß wunderbare Kraft



Als nächstes sagte Johannes: „Im Namen des Messias." Auch damit setzte er bei dieser ersten Ordinierung in unserer Evangeliumszeit ein Beispiel. Wir dürfen nie vergessen, daß wir unsere gesamte Priestertumsarbeit im Namen Jesu Christi, des Sohnes Gottes, des Erretters und Erlösers der Welt, tun, in dessen Dienst wir als Priestertumsträger stehen.









und Vollmacht. Johannes sagte ferner, dieses Priestertum habe „die Schlüssel des Dienstes von Engeln" inne. Jeder Junge, der das Aaronische Priestertum trägt, hat ein Anrecht auf den Dienst von Engeln, sofern er dessen würdig ist. Das heißt, er kann die Macht Gottes in Anspruch nehmen – zu seinem Schutz, zu seiner Führung, zum Trost, als Quelle der Kraft. Wenn Johannes den Dienst von Engeln erwähnt, so sind das meines Erachtens nicht leere Worte. Ich glaube, daß er uns eine unermeßlich wertvolle Hilfsquelle übertragen hat, die für alle Priestertumsträger da sein soll, vorausgesetzt, sie streben danach und führen ein entsprechendes Leben. Dann sprach er vom Evangelium der Umkehr. Der Herr hat schon in den frühen Jahren unserer Evangeliumszeit sehr deutlich gesagt, unsere wichtigste Aufgabe bestehe darin, die Menschen zur Umkehr zu bewegen. Das bedeutet nichts anderes, als daß wir sie dazu anhalten, vom Bösen zu lassen, umzukehren und ihr Leben mit der Wahrheit des immerwährenden Evangeliums in Einklang bringen. Ich hoffe, alle Jungen, die das Aaronische Priestertum tragen, haben vor, auf Mission zu gehen, und werden dazu auch die Möglichkeit haben. Und wenn sie es tun, hoffe ich, daß ihre Anstrengungen vor allem darin bestehen, Umkehr zu predigen. Das bedeutet nicht unbedingt, daß sie die Menschen nur zur Umkehr auffordern; es bedeutet vielmehr, daß sie die Menschen das Evangelium lehren, in einer Weise, die in allen, die es hören, den Wunsch wach werden läßt, ihr Leben zu ändern, ihre früheren Sünden hinter sich zu lassen und in Hinkunft über der Sünde zu stehen.

Dann teilte Johannes Joseph Smith und Oliver Cowdery mit, er habe ihnen mit diesem Priestertum die Vollmacht gegeben, durch Untertauchen zur Sündenvergebung zu taufen.

Wie der Herr in späteren Offenbarungen klargestellt hat, versinnbildlicht die Taufe Tod und Begräbnis sowie die Auferstehung zu neuem Leben. Welch eine bemerkenswerte, wunderbare Sache, daß die Sünden der Vergangenheit vergeben, also ausgelöscht werden können und daß wir rein, unversehrt und für den Herrn annehmbar aus dem Wasser der Taufe hervorkommen und mit dem Vorsatz, hinfort nicht mehr zu sündigen, unser Leben neu beginnen können.

Niemand auf Erden ist ermächtigt, diese heilige Handlung zu vollziehen, sofern er nicht zum Priestertum ordiniert worden ist.

Kann es also jemand wunder nehmen, wenn wir jedes Frühjahr um den 15. Mai der Wiederherstellung des Aaronischen Priestertums gedenken? Es ist wahrhaftig ein denkwürdiges Ereignis. Göttliche Vollmacht, die von der Erde genommen worden war, wurde damals mit der Verheißung auf die Erde zurückgebracht, sie werde nun für immer bestehen bleiben.

Als einer, der diese Macht kennengelernt und gesehen und der die Stimme des Geistes gehört hat, bezeuge ich, daß dies wahr ist – im Namen Jesu Christi. Amen. □

FÜR DIE HEIMLEHRER

Einige wesentliche Punkte, die Sie bei Ihrem Heimlehrgespräch hervorheben könnten:

1. Das Priestertum Aarons wurde Joseph Smith und Oliver Cowdery von einem Auferstandenen, nämlich von Johannes dem Täufer, übertragen.
2. Die Priestertumsvollmacht, die Johannes den beiden übertrug, war dieselbe Vollmacht, mit der er viele Jahre zuvor den Erretter getauft hatte.
3. Mit der Wiederherstellung des Aaronischen Priestertums wurde auch die Taufe wiederhergestellt, eine bedeutende Gabe und ein Sinnbild dessen, daß wir unser altes Leben ablegen und ein neues, gottgefälliges Leben beginnen.

Hilfen für das Gespräch

1. Sprechen Sie darüber, was Ihnen die Wiederherstellung der Priestertumsvollmacht in unserer Evangeliumszeit bedeutet. Lassen Sie die Familienangehörigen schildern, was sie unter dem Priestertum verstehen.
2. Gibt es in diesem Artikel Schriftstellen oder Zitate, die die Familie vorlesen oder besprechen könnte?
3. Würde das Gespräch besser verlaufen, wenn Sie vor dem Besuch mit dem Familienoberhaupt redeten? Gibt es eine Botschaft vom Kollegiumsführer oder Bischof?

IN DER VOM HERRN BESTIMMTEN ZEIT

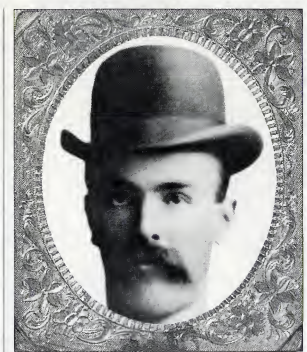
C. Eric Ott

Im Jahr 1895 wurde Joseph Alma Ott, der Bruder meines Großvaters, auf Mission berufen; er war der erste Missionar aus Tropic, einer kleinen Ortschaft im südlichen Utah, und der dritte Sohn von Davon Benton Ott und Hannah Normington, unverwüstlicher Pioniere, die mitgeholfen haben, das Ödland im Süden von Utah in Farm- und Weideland umzuwandeln.

Die Missionsberufung nach Deutschland kam wenige Wochen, nachdem der Vierundzwanzigjährige im Tempel von St. George Elizabeth Jolley geheiratet hatte. So wie viele andere aus dieser Generation ließ Joseph Ott alles zurück, was er kannte und liebte, und machte sich auf die lange Reise nach Europa.

Leider war sein erster und einziger Gefährte auf Mission das Unheil: Als er in Deutschland von Bord ging, glitt er aus und stürzte in das kalte Wasser. Es war Winter, und er erkrankte. Sein Zustand verschlimmerte sich, und er war noch keinen Monat auf Mission, als er starb. Er wurde in Dresden begraben. Der einzige Wertgegenstand, den er besaß, eine goldene Uhr, wurde von den Behörden an die Hinterbliebenen gesandt. Mein Großvater und mein Vater trugen diese Uhr, als sie später auf Mission gingen.

Die Nachricht von Elder Otts Tod war ein schwerer Schlag für die Familie. Joseph war tot, er hatte sein Leben sinnlos verloren, und er lag in einem fernen Land begraben. Elizabeth, die erst Wochen zuvor fröhlich auf der Hochzeit getanzt hatte, war nun eine gramerfüllte junge Witwe.





Josephs Vater trauerte wie Jakob in alter Zeit, der seinen Sohn für tot, von wilden Tieren zerrissen gehalten hatte.

Die Zeit und der Glaube der Familie milderten zwar schließlich diesen Schicksalsschlag, aber die Geschichte von der gescheiterten Mission wurde von Generation zu Generation überliefert.

Die Heiligen in Deutschland bewahrten indes das Gedenken an Elder Ott. Kurz nach Josephs Tod hielten der Präsident der Europäischen Mission und einige Älteste der Kirche einen kurzen Gottesdienst und weihten das Grab. An der Grabstätte wurde mit örtlichen Spenden ein Grabstein errichtet. Er ist aus weißem Marmor, anderthalb Meter hoch und trägt folgende Inschrift:

Zum Gedenken an den Missionar
der Kirche Jesu Christi
der Heiligen der Letzten Tage

Joseph A. Ott

geb. am 12. Dez. 1870
in Virgin City, Utah
gest. am 10. Jan. 1896 in Dresden

Gewidmet von seinen
Glaubensbrüdern

Die deutschen Heiligen schickten der Familie eine große Photographie von dem Grabstein. Sie hing jahrelang gut sichtbar im Haus von Josephs Eltern und



später im Haus seiner Schwester. Etliche Jahre nach Josephs Tod bot die Kirche an, seine sterblichen Überreste in die Heimat überstellen zu lassen. Nachdem die Familie sorgfältig überlegt und darüber gebetet hatte, entschloß man sich jedoch, sie in Deutschland zu belassen, wo seine Mission, kaum begonnen, tragisch geendet hatte.

Ein strahlender Lichtschein

Aber, so seltsam es klingen mag: Joseph Otts irdische Mission war noch nicht vorüber.

Im Jahr 1908 besuchte eine gewisse Maria Strauch regelmäßig den Dresdener Friedhof, um das Grab eines Angehörigen zu betreuen.

Bei einem dieser Besuche sah diese Frau einen Lichtschein über einem Grabstein. Neugierig geworden, wollte sie die Sache näher betrachten. Als sie zu dem Grabstein trat, stellte sie fest, daß sich das Licht über dem Grab eines Missionars namens Joseph Ott befand.

Die Frau wunderte sich über das, was sie gesehen hatte. Was mochte es bedeuten? Wer war dieser Mann gewesen? Warum war sie auf seinen Grabstein hingewiesen worden? Sie empfing die Antwort, daß sie mehr über die Kirche herausfinden müsse, die in der Inschrift erwähnt war.

Um die Jahrhundertwende hatte die Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage in Deutschland nur wenige Mitglieder. Aber Maria Strauch erkundigte sich und fand bald die Dresdener Gemeinde. Sie nahm die Evangeliumsbotschaft freudig an und ließ sich taufen. Ein Jahr darauf folgte Hermann Strauch, ihr Ehemann, ihrem Beispiel, und schließlich wurden auch mehrere von ihren dreizehn Kindern getauft.

Seit damals haben die Nachkommen dieser Schwester viel zum Wachstum der Kirche in Deutschland beigetragen. Einer ihrer Söhne etwa, Hermann Karl Strauch, erfüllte in den zwanziger Jahren eine Mission in seiner Heimat. Das Licht des Evangeliums scheint in dieser Familie auch nach zwei Kriegen und der Teilung Deutschlands.

Der wahre Wert einer Mission oder eines Lebens läßt sich nur im Zeitplan des Herrn ermessen.

Unerwarteter Besuch

Eines Nachmittags Anfang 1988 – ich arbeitete eben in meinem Büro in der Missionarsschule in Provo – bekam ich unerwartet Besuch von einem Missionsehepaar. Auf ihren Namenskärtchen konnte ich lesen, wie sie hießen: Roman und Hella Smith.

Schwester Smith sagte, sie habe an der Tür meinen Namen gesehen und das Gefühl gehabt, sie solle mit mir reden. Sie fragte, ob ich irgend etwas über einen Missionar namens Ott wisse, der vor vielen Jahren nach Deutschland gereist und dort verstorben sei. Ich dachte sofort an meinen Großonkel Joseph. Ich nannte seinen Namen und schilderte ihr kurz die Umstände seines Todes in Deutschland.

Schwester Smith zögerte ein wenig, dann berichtete sie mir mit wachsender Aufregung die Geschichte von Maria Strauch, von deren Friedhofsbesuchen, von dem Licht auf Josephs Grabstein und wie sich Maria Strauch und ihre Familie bekehrt hatten. Schließlich sagte sie mir, sie sei die Enkelin von Maria Strauch. Ihre Mutter, Ghemela Strauch Ulpts, war das dreizehnte Kind von Hermann und Maria Strauch. Hella Smith war in Dresden geboren und aufgewachsen, hatte die DDR 1955 verlassen und war schließlich mit ihrer verwitweten Mutter und ihrem Bruder Heinrich in die USA gekommen. Nun waren sie und ihr Ehemann als Missionare auf dem Weg nach Deutschland.

Als Schwester Smith und ich damals diese Verbindung hergestellt hatten, saßen wir still beisammen und erfreuten uns an dem schönen Gefühl, das uns erfüllte. „Bruder Ott", sagte sie, „Ihr Großonkel Joseph war offenbar trotz allem ein erfolgreicher Missionar."

Die Geschichte von Maria Strauch ist vielen, die davon gehört haben, ein Lichtblick. Das Wissen, daß Joseph Otts Mission doch etwas Gutes bewirkt hat, war meiner Familie ein Trost – es war wie die Genesung von einem langen Leiden. Mir selbst hat diese Geschichte nicht nur Trost, sondern auch eine Einsicht gebracht. Ich denke jetzt anders über Missionsarbeit und über das Leben.

Im Rahmen meiner Arbeit für die Kirche habe ich oft Gelegenheit, mir ein Urteil von der Arbeit eines Missionars zu bilden. Ich hatte dazu geneigt, den Erfolg von Missionaren an der Zahl ihrer Taufen und an anderen äußeren Zeichen ihrer Produktivität zu messen.

Heute ist mir klar, daß vieles, was geschieht, nicht im begrenzten zeitlichen Rahmen des jeweiligen Ereignisses zu beurteilen ist. Es wird immer Leute wie Abinadi und Joseph Ott geben, deren Arbeit erst in späterer Zeit Früchte trägt. Die Absichten Gottes gehen oft über das Gegenwärtige hinaus; der Tag des Herrn ist länger als unserer, und der wahre Wert einer Mission oder eines Lebens läßt sich nur im Zeitplan des Herrn ermessen. ☐

Bruder Ott leitet die Abteilung Forschung und Auswertung an der Missionarsschule in Provo, Utah; er ist Bischof der Gemeinde Orchard 3 im Pfahl Orem Utah East.

Paul Mann

ICH HABE EINE FRAGE

Fragen zum Evangelium, die von allgemeinem Interesse sind.
Die Antworten sind als Anleitung, nicht aber als offizielle Aussage seitens der Kirche zu betrachten.

In der Ersten Vision sagte der Herr, die Glaubensbekenntnisse der Menschen seien ihm „ein Greuel". Was meinte er damit?



Hoyt W. Brewster jun., Direktor des Melchizedek Priesthood Department.

Bei mindestens vier Anlässen schrieb oder diktierte der Prophet Joseph Smith Schilderungen dessen, was er bei der Ersten Vision erlebt hatte. Nur in einem einzigen Fall, in einer 1835 von Warren Cowdery aufgezeichneten kurzen Schilderung, ist nicht von den falschen Glaubensbekenntnissen die Rede, die damals verbreitet waren. (Siehe Milton V. Backman jun., *Joseph Smith's First Vision*, Salt Lake City, 1980.)

In einem Bericht, den der Prophet Joseph Smith 1832 Frederick G. Williams diktierte, schilderte er, wie der Erretter zu ihm gesagt hatte: „Die Welt liegt zu dieser Zeit in Sünde und niemand tut Gutes." Außerdem sagte der Herr: „Sie nahen sich mir mit den Lippen, aber ihr Herz ist ferne von mir." (Backman, *First Vision*, Seite 157.)

Der Bericht, der heute in der Köstlichen Perle zu finden ist, wurde 1838 verfaßt. Diesem Bericht zufolge richtete Joseph Smith, damals noch ein sehr junger Mann, an Gott die Frage, „welche von allen Gemeinschaften die richtige sei". Der Sohn Gottes antwortete, „sie seien alle im Irrtum; ... ihre sämtlichen Glaubensbekenntnisse seien ... ein Greuel; jene Glaubensbekenner seien alle verderbt, denn ‚sie nahen sich mir mit den Lippen, aber ihr Herz ist ferne von mir; sie verkünden Menschengebote als Lehre, sie haben zwar die äußere Form der Frömmigkeit, aber sie leugnen deren Kraft'." (Joseph Smith – Lebensgeschichte 1:18,19.)

In einem Bericht aus dem Jahr 1842, dem sogenannten Wentworth-Brief, schrieb der Prophet: „Zwei herrliche Wesen ... sagten mir, alle Glaubensgemeinschaften glaubten an falsche Lehren und Gott erkenne keine von ihnen als seine Kirche und sein Reich an." (Backman, *First Vision*, Seite 169.)

Aus diesen Berichten des Propheten über das Erlebnis, das er im Frühjahr 1820 im heiligen Wald hatte, geht klar hervor, daß Gott Vater und sein Sohn an den Lehren, die die Kirchen damals verkündeten, großes Mißfallen fanden.

Ein Hauptgrund, weshalb diese Lehren dem Herrn mißfielen, mag darin zu sehen sein, daß Menschenlehren nicht erretten können. In alter Zeit hat der Apostel Paulus gewarnt, es würden verderbliche Zeiten kommen, da von Menschen erdachte, vom wahren Glauben abweichende Praktiken vorherrschen würden. Die Verkünder dieser Praktiken, so Paulus, würden „den Schein der Frömmigkeit wahren", doch deren Kraft leugnen. Von solchen Menschen, mahnte er, solle man sich abwenden (siehe 2 Timotheus 3:5; siehe auch Joseph Smith – Lebensgeschichte 1:19).

Glaubensbekenntnisse, Lehren, Philosophien, Vorschriften, Gebräuche und Verordnungen, die die Menschen mit oder ohne Absicht von der errettenden Macht Christi und von seinem Evangelium wegführen, sind ein Greuel. In diesem Sinne besitzt nichts, was auch nur geringfügig von göttlicher Wahrheit oder Vollmacht abweicht, die Macht der Frömmigkeit; deshalb sollen wir uns davon abwenden.

Der Herr offenbarte dem Propheten Joseph Smith, die Macht der Frömmigkeit werde in den heiligen Handlungen seines Priestertums erkennbar. „Ohne seine Verordnungen und die Vollmacht des Priestertums wird die Macht der Frömmigkeit den Menschen im Fleische nicht offenbar." (LuB 84:20,21.)

Riten, die nur *der Form nach* an die heiligen Handlungen erinnern, die Gott als für unsere Errettung notwendig erklärt hat, denen jedoch die göttliche Priestertums*vollmacht* fehlt, werden von Gott nicht anerkannt und sind daher nicht geeignet, zu erretten. Wer eine heilige Handlung vollzieht oder empfängt, mag dies durchaus mit ernsthafter Absicht tun – wenn je-

doch die Handlung ohne von Gott anerkannte Vollmacht vollzogen wird, entbehrt sie der errettenden Kraft.

Durch derlei wird Gottes Werk, nämlich „die Unsterblichkeit und das ewige Leben des Menschen zustande zu bringen" (Mose 1:39), behindert. Unter „Greuel" ist also alles zu verstehen, wodurch Gottes Werk behindert wird, sei es mit oder ohne Absicht.

Betreffend die in der Ersten Vision erwähnten Greuel stellt Elder John A. Widtsoe fest:

„Jesus sagte zu Joseph Smith, alle Kirchen befänden sich im Irrtum, ihre Glaubensbekenntnisse seien in seinen Augen ein Greuel; jene Glaubensbekenner seien alle verderbt. Diese Äußerung erregt oft Anstoß. Überraschen sollte sie uns aber nicht, wenn wir bedenken, daß Joseph Smith nach Wahrheit suchte. Er war voller Zweifel. *Alle Unwahrheit ist ein Greuel.* Von Unwahrheit befreit, wäre die Welt ein besserer Ort. Die Geistlichen waren nicht notwendigerweise persönlich verderbt; aber da sie Unwahrheit predigten und sich zur Unwahrheit bekannten, waren sie verderbte Lehrer. Es besteht ein feiner Unterschied zwischen einem, der irregeleitet ist, und einem, der bewußt Unwahres lehrt. Man darf die Aussage des Erretters nicht falsch verstehen. Wahrheit allein ist heilig; wird gegen die Wahrheit verstoßen oder wird sie abgeändert, so sind diejenigen, die solches lehren, als verderbt, als greulich anzusehen." („Joseph Smith – The Significance of the First Vision", *The Annual Joseph Smith Memorial Sermons*, Band 1, 1966, Seite 28.)

Demgemäß rät uns die Schrift, uns nicht an „Fabeleien" und an die Gebote von Menschen zu halten, die sich von der Wahrheit abwenden (siehe Titus 1:14).

Es liegt nicht in der Absicht der Heiligen der Letzten Tage, irgend jemanden zu beleidigen, wenn wir die falschen Glaubensbekenntnisse oder Ansichten anderer als Greuel bezeichnen. Aber wir müssen an der Wahrheit beharrlich festhalten. Es gibt nur *einen* Herrn, *einen* Glauben, *eine* Taufe (siehe Epheser 4:5).

Wir erkennen an, daß die aufrichtigen, aufopfernden Bemühungen der Lehrer und Geistlichen anderer Glaubensgemeinschaften in der Welt viel Gutes bewirken. So war zum Beispiel Sidney Rigdon Geistlicher einer anderen Kirche, bevor er das wiederhergestellte Evangelium Jesu Christi kennenlernte. Nach seiner Bekehrung sagte der Herr zu ihm: „Ich habe dich und deine Werke angesehen. Ich habe deine Gebete vernommen und dich für ein größeres Werk vorbereitet." (LuB 35:3.)

Sidney Rigdon hatte offensichtlich schon in seinem früheren geistlichen Dienst Wertvolles geleistet, konnte aber, nachdem er das wiederhergestellte Evangelium angenommen und die von Gott wiedergebrachte Priestertumsvollmacht empfangen hatte, in einem „größeren Werk" weiterwirken, die Offenbarungen Gottes lehren und die errettenden heiligen Handlungen des Evangeliums vollziehen.

Unter den ehrenhaften Menschen auf Erden gibt es gewiß viele, die für Rechtschaffenheit eintreten, darunter auch viele Geistliche anderer Kirchen. Dennoch werden wir durch Offenbarung daran erinnert, daß selbst die „ehrenhaften Menschen auf Erden" die Erhöhung im celestialen Reich nicht erreichen werden, sofern sie nicht die Prinzipien und die errettenden heiligen Handlungen des Evangeliums Jesu Christi annehmen, die sie nur in seiner wiederhergestellten Kirche empfangen können (siehe LuB 76:75-78).

Persönliche Rechtschaffenheit und gute Absichten reichen nicht aus, um einen Menschen im celestialen Reich Gottes zu erretten. Der Erretter hat deutlich gemacht, daß die Menschen unterschiedlichen Lohn empfangen werden: „Wer einen Propheten aufnimmt, weil es ein Prophet ist, wird den Lohn eines Propheten erhalten. Wer einen Gerechten aufnimmt, weil es ein Gerechter ist, wird den Lohn eines Gerechten erhalten." (Matthäus 10:41.)

Wenn also jemand die Lehre eines ehrenhaften, rechtschaffenen Geistlichen beherzigt, dem jedoch die Vollmacht fehlt, die errettenden heiligen Handlungen des Evangeliums zu vollziehen, so empfängt er zwar den Lohn dieses rechtschaffenen Mannes, aber für die vollständige Errettung ist dies zu wenig. Der Herr betont immer wieder unmißverständlich, daß zur Errettung bestimmte heilige Handlungen erforderlich sind (siehe Johannes 3:5; LuB 132:18,19).

Wenn wir falsche Lehren und Riten, die ohne Vollmacht vollzogen werden, ablehnen, wollen wir damit niemanden verurteilen. Wir erkennen an, daß es in allen Kirchen gute, sittlich untadelige, aufrichtige Menschen gibt. Elder James E. Talmage hat festgestellt:

„Wenn wir sagen, daß der Herr an diesen Kirchen kein Gefallen findet, so meinen wir damit nicht, daß ihm deren Mitglieder mißfallen. . . . Eine Kirche als solche kann gänzlich verderbt sein, weil sie falsche Ansprüche erhebt – dennoch kann es in dieser Kirche Mitglieder geben, die ihr Bestes tun." (Generalkonferenz, Oktober 1928.)

Elder Boyd K. Packer vom Rat der Zwölf Apostel hat angemerkt:

„Wir wissen, daß es in vielen Kirchen, seien es christliche oder andere, anständige, achtbare und demütige Menschen gibt. Andererseits gibt es leider sogenannte Heilige der Letzten Tage, die im Vergleich dazu weniger würdig sind, denn sie befolgen ihre Bündnisse nicht.

Es geht aber nicht darum, einzelne Menschen miteinander zu vergleichen.

Gutes Verhalten ohne die Verordnungen des Evangeliums wird die Menschheit weder erlösen noch erhöhen; Bündnisse und heilige Handlungen sind wesentliche Voraussetzungen. Von uns wird gefordert, daß wir die Lehre verkünden, auch das, was unbeliebt ist." (*Der Stern*, Bericht von der 155. Herbst-Generalkonferenz, Seite 71.)

Wir verlangen von niemandem, daß er Wahres aufgibt. Es ist vielmehr unser Wunsch, allen Menschen die ganze Wahrheit des Evangeliums Jesu Christi mitzuteilen und jedem einzelnen die errettende Kraft in vollem Ausmaß zugänglich zu machen.

Wenn wir diese Botschaft verkünden, tun wir gut daran, die Ermahnungen zweier Knechte Gottes zu beherzigen. Der nephitische Prophet Alma gab seinem Sohn Schiblon den Rat, im Predigen des Gotteswortes „frei und offen, aber nicht anmaßend" zu sein (Alma 38:12).

Andererseits sollten alle Heiligen der Letzten Tage wie Paulus sagen können und empfinden: „Ich schäme mich des Evangeliums nicht: Es ist eine Kraft Gottes, die jeden rettet, der glaubt." (Römer 1:16.)

Während wir also frei und offen verkünden, daß Menschengebote in den Augen Gottes ein Greuel sind, sind wir uns doch auch unserer großen Verantwortung bewußt, anderen das vollständige Evangelium zu verkünden und alle Menschen einzuladen, daß sie zu Christus kommen. Weniger als das zu tun, würde bedeuten, daß wir unter Schuldspruch kommen. Die Wahrheit zu besitzen, die Hüter der errettenden Verordnungen zu sein, aber andere daran nicht teilhaben zu lassen, auch das wäre dem Herrn ein Greuel.

Vielleicht noch ein letzter Gedanke im Hinblick auf Wahrheit und Greuel. Mitglieder des Reiches Christi hier auf Erden, die die errettenden heiligen Handlungen des Evangeliums durch die entsprechende Priestertumsvollmacht empfangen haben, dürfen nicht aufgrund ihrer Mitgliedschaft selbstzufrieden werden. Der Herr selbst hat erklärt, die Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage sei „die einzige wahre und lebendige Kirche auf dem ganzen Erdboden; und ich, der Herr, habe Wohlgefallen an ihr, wobei ich von der Kirche insgesamt spreche, nicht von den einzelnen Mitgliedern" (LuB 1:30).

Die Mitgliedschaft in der Kirche des Herrn hier auf Erden ist noch keine Garantie für die Erhöhung in seinem künftigen Reich. Man muß sich auch an die heiligen Bündnisse halten, die man mit Gott geschlossen hat, und bestrebt sein, in allem seinen Willen zu tun. Die mit Vollmacht vollzogenen heiligen Handlungen sind für die Errettung wesentlich, und ebenso wesentlich ist der Gehorsam, nämlich daß man die Gebote und Bündnisse hält, die zu den betreffenden Verordnungen gehören.

Ein Prophet aus früherer Zeit erinnert uns daran, daß wir, wenn wir einmal auf den engen und schmalen Pfad gelangt sind, mit Beständigkeit in Christus vorwärtsstreben müssen und daß uns der Vater ewiges Leben verheißt, wenn wir vorwärtsstreben und uns am Wort von Christus weiden (siehe 2 Nephi 31:19,20).

Es spielt kaum eine Rolle, ob jemand einem greuelreichen Glaubensbekenntnis folgt oder ob er wahre Lehren verwirft. In jedem Fall fehlt die errettende Kraft, und die Folge ist am Ende dieselbe: Der Betreffende kann nicht erhöht werden.

„Denn was nützt es dem Menschen, wenn ihm eine Gabe gewährt wird, und er empfängt sie nicht?

Was aber das Gesetz bricht und . . . danach trachtet, für sich selbst ein Gesetz zu werden, kann weder durch Gesetz noch durch Barmherzigkeit, Gerechtigkeit, noch Richterspruch gerettet werden." (LuB 88:33,35.) □

DIE FREIHEIT SICH ZU ENTSCHEIDEN

WIE MAN KINDER LEHRT, DAMIT UMZUGEHEN

Uns allen ist das Recht gegeben, zwischen Gut und Böse zu wählen. Die Entscheidungsfreiheit ist ewig und für unseren Fortschritt ebenso wichtig wie Glaube und Umkehr. Präsident Marion G. Romney hat gesagt: „Entscheidungsfreiheit ist die Freiheit und Fähigkeit, eine Entscheidung zu treffen und sie in die Tat umzusetzen. Sie ist das wertvollste Erbe des Menschen – wertvoller ist nur noch das Leben selbst." (Generalkonferenz, April 1976.)

Die Entscheidungsfreiheit ist ein wichtiges Prinzip, so wichtig, daß es im vorirdischen Leben zu einem großen Kampf kam, um sie zu bewahren. Unser Vater im Himmel und Jesus Christus wollten, daß wir uns selbst entscheiden können, ob wir nach ihren Geboten leben wollen. Luzifer hingegen wollte uns die Möglichkeit, selbst Entscheidungen zu treffen, verwehren (siehe LuB 29:36; Mose 4:1-4; Abraham 3:22-28).

Allen Eltern obliegt es daher, ihre Kinder zu lehren, wie wichtig die Entscheidungsfreiheit ist und wie man auf verantwortungsvolle Weise davon Gebrauch macht.

Erklären, was Entscheidungsfreiheit ist

Viererlei – so die heilige Schrift – ist nötig, damit der Mensch frei entscheiden kann: Ein Gesetz, Gegensätze, Erkenntnis und die Freiheit, sich zu entscheiden. (Das gesamte 2. Kapitel des Zweiten Buches Nephi befaßt sich mit den Zusammenhängen zwischen diesen vier Elementen.)

Gesetze. Damit die Entscheidungsfreiheit überhaupt zum Tragen kommt, muß es Regeln und Gebote geben, die zu befolgen sind. Das ist einer der Gründe, weshalb unser Vater im Himmel und Jesus Christus uns Gesetze gegeben haben. Gehorsam gegenüber diesen Gesetzen bewirkt bestimmte Segnungen, Ungehorsam hingegen hat negative Folgen (siehe LuB 130:20,21).

Gegensätze. Der Prophet Lehi hat gelehrt, daß es Entscheidungsfreiheit nur dann gibt, wenn man sich zwischen gegensätzlichen Möglichkeiten entscheiden kann (siehe 2 Nephi 2:11). Auch wenn es nicht bei allen Entscheidungen im Leben um Gut und Böse geht,



Ted Heninger

müssen wir uns letztlich entweder für das Gute oder das Böse entscheiden. Es gibt einander entgegengesetzte Kräfte, die uns beeinflussen, die Entscheidung aber treffen letztlich wir selbst.

Erkenntnis. Um eine wohlüberlegte Entscheidung treffen zu können, muß man die unterschiedlichen Entscheidungsmöglichkeiten und deren Folgen kennen. Unsere Fähigkeit, richtige Entscheidungen zu treffen, wächst in dem Maß, wie wir die Folgen unserer Entscheidungen abzuschätzen lernen.

Ein einfaches Beispiel mag Kindern dieses Prinzip verständlich machen. Schreiben Sie mehrere Aufträge groß und leserlich auf Zettel. Legen Sie die Zettel in eine Schachtel oder Schüssel, und lassen Sie jedes Kind mit verbundenen Augen einen Zettel ziehen. Dann wird das Ganze mit unverbundenen Augen wiederholt. Fragen Sie dann, wie man sicherer das bekommt, was man will. Heben Sie hervor: Mit verbundenen Augen kann man zwar *zufällig* das bekommen, was man möchte, aber die Chance ist größer, wenn man die Möglichkeiten sieht, zwischen denen man wählen kann, und wenn man weiß, wofür man sich entscheidet.

Michael, weißt du, warum ich bete?"



Unabhängigkeit. Eine gewisse Unabhängigkeit und die Freiheit sein Handeln selbst zu bestimmen, sind für die Durchführung unserer Entscheidungen notwendig, ohne sie gäbe es keine Entscheidungsfreiheit. Entscheidungsfreiheit bedeutet aber nicht, daß einem eine unbegrenzte Anzahl von Entscheidungen offensteht. Durch die Situation, in der man sich befindet, und durch die Lebensumstände werden einem Beschränkungen auferlegt. Es ist beispielsweise sinnlos, woanders geboren sein oder überhaupt ein anderer sein zu wollen, als man tatsächlich ist.

Man kann auch nicht unehrlich sein und erwarten, daß man dennoch ins Reich Gottes kommen wird. Dieser Segen ist nur ehrlichen Menschen vorbehalten. Unabhängigkeit und die Freiheit, sein Handeln selbst zu bestimmen, setzen Verantwortungsbewußtsein voraus. Unser Verantwortungsbewußtsein muß in dem Maß wachsen, in dem unsere Entscheidungsfreiheit zunimmt.

Andererseits kann man durch verantwortungslose Entscheidungen Einbußen an Freiheit erleiden. Wenn ein Schüler sich nicht anstrengt und schlechte Zeugnisse bekommt, schwinden für ihn die Möglichkeiten eines Hochschulstudiums. Wenn jemand sich entscheidet, das Wort der Weisheit zu brechen, kann er alkohol-, drogen- oder tabakabhängig werden. Wer die Landesgesetze bricht, verliert seine Freiheit und landet im Gefängnis. So ist es auch mit den Gesetzen Gottes: Wer sie bricht, verliert bestimmte Freiheiten.

Alles, was wir aufgrund unserer Entscheidungen tun oder lassen, zieht Folgen nach sich. Wir können also unsere Entscheidungen frei treffen, aber die Folgen können wir uns *nicht* aussuchen. Wenn wir von unserer Entscheidungsfreiheit Gebrauch machen, dürfen wir die Folgen nicht außer acht lassen. Manche Folgen sind augenscheinlicher als andere. Darin liegt einer der Gründe, weshalb die heiligen Schriften, die Propheten und das persönliche Gebet so wichtig sind. „Wenn wir die Schrift im Herzen, im Kopf und in der Seele haben, so haben wir für alles einen Maßstab, ein Maß, nach dem wir alles andere beurteilen können." (Arthur Henry King, *The Abundance of the Heart*, Salt Lake City, 1986, Seite 129.)

Manchmal müssen wir auch ohne Kenntnis der Folgen und im Vertrauen darauf, daß es zu unserem Vorteil ist, die Entscheidung treffen, das zu tun, was der Herr von uns verlangt.

Sich die Entscheidungsfreiheit wahren

Das wirksamste Mittel, unsere Kinder den rechten Gebrauch der Entscheidungsfreiheit zu lehren, ist das persönliche Beispiel. Wenn wir uns entscheiden, nach dem Evangelium zu leben, so ist dies für unsere Kinder eine wirkungsvolle Schulung, wie sie ihre Entscheidungsfreiheit gebrauchen sollen. Das Beispiel allein ist aber oftmals nicht genug. Noch mehr lernen sie aus unserem Beispiel, wenn wir die Entscheidungen, die wir treffen, auch mit ihnen besprechen und wenn wir ihnen sagen, was uns diese Entscheidungen bedeuten und was für Segnungen wir dadurch empfangen haben.

Wir müssen unsere Kinder anleiten, ihre Entscheidungsfreiheit richtig zu gebrauchen, und zwar sachte, mit Liebe und ohne Zwang. Der dreijährige Michael machte sich eben zum Schlafengehen bereit, als er seinem Vater verkündete: „Ich mag heut nicht beten." Der Vater schimpfte nicht mit ihm, stellte ihn nicht bloß und versuchte auch nicht, ihn zum Beten zu zwingen. Er nahm ihn sanft auf die Knie und sagte: „Michael, weißt du, warum ich bete?" Dann erzählte er von den Segnungen, für die er dem himmlischen Vater gerne dankt, und von dem guten Gefühl, das er hat, wenn er den himmlischen Vater um Schutz bittet. Bald zählte auch Michael seine Segnungen auf, und nach einer Weile glitt er von den Knien des Vaters und sagte: „Ich will jetzt beten."

Dieser Vater hatte einfach in aufrichtiger Weise davon gesprochen, was ihm das Beten bedeutete; er hätte ebenso über eine andere gute Sache reden können. Der kleine Junge spürte jedenfalls, daß sein Vater sowohl ihn als auch den himmlischen Vater liebt.

Wenn ein Kind sich richtig entscheidet, kann man es mit ehrlichem Lob zu richtigen künftigen Entscheidungen ermuntern. Wenn wir einfühlsam reagieren, sehen unsere Kinder bald, daß uns viel daran liegt, wie sie mit ihrer Entscheidungsfreiheit umgehen. Und je konkreter das Lob, desto leichter können sich die Kinder daran orientieren: „Es war eine gute Entscheidung, daß du dir für dein Geld Schuhe gekauft hast,

statt es für Süßigkeiten auszugeben." Oder: „Du hast beim Dienstprojekt in der Kirche mitgeholfen, obwohl gleichzeitig ein Länderspiel übertragen wurde; das finde ich wirklich bewundernswert."

Wie bei allem, was wir unsere Kinder lehren, gilt auch hier: Positives Ermuntern ist wirkungsvoller als jede Zurechtweisung. Ist aber Zurechtweisung nötig, so sollte man, ohne zu übertreiben, darauf hinweisen, warum eine Entscheidung nicht richtig war. Es ist eher hinderlich, ja sogar destruktiv, wenn man auf dem Ergebnis einer falschen Entscheidung herumreitet oder die vernichtenden Worte spricht: „Hab ich's dir nicht gesagt?!" Das kindliche Selbstvertrauen ist schnell zerstört, und ein Kind scheut dann davor zurück, seine Entscheidungsfreiheit zu gebrauchen.

Die Folgen unserer Entscheidungen

Je früher man beginnen kann, den rechten Gebrauch der Entscheidungsfreiheit zu lehren, desto besser. Selbst kleine Kinder können, zumindest in Ansätzen, lernen, Entscheidungen und ihre Folgen zu beurteilen. Auch durch Gedankenspiele kann man Kinder zum Denken anregen. Ein solches Spiel könnte etwa heißen: „Was wäre, wenn . . .?"

Man schildert eine bestimmte Handlungsweise, worauf ein Kind oder die ganze Familie die Folgen bespricht. Zum Beispiel:

– Was wäre, wenn Reinhold immer ohne nach links und rechts zu schauen über die Straße rennen würde?

– Was wäre, wenn Susanne plötzlich nicht mehr zur Sonntagsschule ginge?

Oder man beleuchtet eine Frage von zwei Seiten:

– Was ist, wenn Harald den Entschluß faßt, niemals das Wort der Weisheit zu brechen?

– Was ist, wenn Harald beschließt, mit seinen Freunden ein paar Flaschen Bier zu trinken – einfach so, um es mal zu probieren?

Wenn man Kinder die Folgen solcher Handlungen so vollständig wie möglich schildern läßt, so ist dies ein wirkungsvolles Lernerlebnis. Solche Momente sind kein Anlaß, zu predigen, sondern bieten Gelegenheit, zu beobachten, inwieweit sich unsere Kinder der Folgen ihrer Handlungen bewußt sind, und ihnen diese Folgen in liebevoller Weise vor Augen zu führen.

Abgesehen von Spielen, formalen Belehrungen und Gesprächen lernen Kinder viel über Entscheidungsfreiheit, indem sie die Folgen ihres eigenen Handelns erfahren. Wenn man Kinder ständig vor den Folgen falscher Entscheidungen schützt, beginnen sie, solchen Schutz als einen normalen Teil ihres Lebens zu betrachten. Es gibt viele Möglichkeiten, wie man Kinder die Folgen ihres Handelns spüren lassen kann, ohne sie körperlich oder seelisch zu gefährden.

Wenn eine Schülerin, die seit Wochen eine Schulaufgabe aufschiebt, am Tag vor dem Abgabetermin plötzlich in Tränen aufgelöst ist und um Hilfe bettelt, sollte man ihr klarmachen, daß nun jede Hilfe zu spät kommt; man kann ihr auch erklären, weshalb man es für richtig hält, daß sie die Folgen ihrer Säumigkeit zu spüren bekommt.

Kinder gewinnen an Stärke, wenn sie die Folgen ihrer Fehler tragen müssen, auch wenn viele Eltern dabei nur schwer zusehen können. Wenn man Kindern wohlmeinend ihre Verantwortung abnimmt, zerstört man ihren Wirklichkeitssinn. Läßt man sie aber die Folgen ihrer Handlungen tragen, so lehrt man sie dadurch, daß sie für ihre Entscheidungen verantwortlich sind und dafür Rechenschaft geben müssen. Man setzt damit ein klares Signal des Vertrauens und der Achtung.

Schließlich kann man noch Familienregeln aufstellen, die den Kindern erkennen helfen, daß sie innerhalb der durch Alter, Reifegrad und Verantwortungsbewußtsein vorgegebenen Grenzen von ihrer Entscheidungsfreiheit Gebrauch machen können.

Die Fähigkeit, mit unserer Entscheidungsfreiheit klug umzugehen, brauchen wir, um die ewigen Möglichkeiten verwirklichen zu können, die dem einzelnen und der Familie offenstehen. Indem wir unsere Kinder dieses Prinzip lehren und es ihnen vorleben, bereiten wir sie auf die Anforderungen des Erdenlebens vor und bringen ihnen bei, wie sie ihre Entscheidungsfreiheit klug gebrauchen und Entscheidungen treffen können, die es ihnen ermöglichen, einst zum Vater im Himmel zurückzukehren. □

NÄCHSTENLIEBE AUF HAWAIIANISCH

JoAnn Jolley

Wo auch immer das Leben Bert und Amanda DuPont hinführt, auf die Inseln des Meeres, nach Nord- oder Südamerika – sie strahlen Herzlichkeit und Liebe aus, und sie verbreiten das Evangelium.

Holbrook („Bert") DuPont war Angehöriger der amerikanischen Luftwaffe und befindet sich nun seit sechs Jahren im Ruhestand. Er und seine Frau Amanda bewohnen ein gemütliches Haus mit Aussicht auf die Stadt Honolulu. Beide sind sie auf der Insel Oahu geboren und aufgewachsen, aber Bruder DuPonts militärische Laufbahn hat das Ehepaar und die beiden Söhne häufig weit von zu Hause fortgeführt. Aber wohin sie auch kommen und sich bemühen, neue Freunde zu finden und ihre „Familie" zu erweitern, überall gereichten ihnen ihr Glaube, ihr kulturelles Erbe und besondere Chancen – eine bemerkenswerte Mischung – zum Segen.

Wenn man die beiden kennenlernt, fällt einem zunächst ihre vermischte Herkunft auf. „Meine Genealogie läßt sich nur schwer zurückverfolgen", meint Bruder DuPont. „Mein Großvater



Oben: *Oberst Holbrook „Bert" DuPont war zwar nicht mehr in Bogotà stationiert, kehrte jedoch 1975 dorthin zurück und half bei den Vorbereitungen für den Besuch von Präsident und Schwester Kimball anläßlich einer Gebietskonferenz.*
Mitte: *Mit den Adoptivsöhnen Douglas und Dwight, 1975. Inzwischen haben die DuPonts in ihrem Haus in Honolulu fünf Pflegekinder und andere junge Leute aufgenommen.*
Unten: *Bert und Amanda DuPont führen auf einer kolumbianischen Jugendtagung hawaiianische Musik und Tänze vor.*

Dana Edmonds





Oberst DuPont flog in einer mit Hubschrauberteilen voll beladenen kolumbianischen Transportmaschine nach Bogotà, als durch eine Explosion das gesamte Hydrauliksystem einschließlich der Fahrgestellmechanik beschädigt wurde. Bruder DuPont half dem kolumbianischen Piloten, die schadhafte Maschine zu steuern und notzulanden. Die Besatzung konnte zwar das Fahrgestell manuell ausfahren, aber das Bugrad war so schwer beschädigt, daß die Maschine im Zickzackkurs ausrollte. Für dieses Beispiel „professionellen und technischen Fachwissens" und andere Dienste, die er als Militärberater geleistet hat, wurde ihm, vermutlich als erstem US-Bürger, die höchste Auszeichnung der kolumbianischen Luftwaffe verliehen, die nach einem Nationalhelden benannte Antonio-Ricaurte-Medaille.

väterlicherseits war Portugiese; meine Großmutter war Hawaiianerin. Mütterlicherseits habe ich portugiesische, hawaiianische und englische Vorfahren." Auch Schwester DuPont hat Vorfahren aus mehreren Nationen. Ihr Vater war Chinese – sie hieß mit Mädchennamen Wong – und ihre Mutter hatte deutsches und hawaiianisches Blut.

Ein wesentlicher Teil ihres Erbes ist ihr Glaube – Glaube an den Herrn, an sein Evangelium und seine Propheten und Glauben aneinander. „Ich würde gern von mir sagen, ich bin in der Kirche aufgewachsen", sagt Bruder DuPont, „aber eigentlich war es nicht so. Aus offizieller Sicht der Kirche bin ich bekehrt worden – ich wurde nämlich erst mit zwölf Jahren getauft. Aber ich hatte die Primarvereinigung besucht, denn meine Familie gehörte, zumindest teilweise, der Kirche an."

Berts Vater, ein gestrenger, aber hochgeachteter Polizeibeamter, weigerte sich, seinem Sohn die Erlaubnis zur Taufe zu erteilen. „Als ich zwölf war", erinnert sich Bruder DuPont, „setzte ich wirklich Druck dahinter. Schließlich willigte Vater ein, und mein Bruder und ich wurden getauft. Kurz danach wurde ich zum Diakon ordiniert." Aber innerhalb eines Jahres kam Bert in ein Militärinternat, zu dem eine eigene bekenntnisunabhängige protestantische Kirche gehörte. Während der darauffolgenden fünf Jahre, erinnert er sich, schwand der Einfluß, den die Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage auf ihn hatte, immer mehr.

Das Leben wird anders

Als Bruder DuPont seine spätere Frau kennenlernte, gehörte sie nicht der Kirche an, und auch als sie ein paar Jahre später heirateten, war sie noch kein Mitglied. Bert war während seiner Ausbildung in der Luftwaffe in Kalifornien ein wenig aktiv geworden, aber „es ging nicht so recht vorwärts", wie er sagt. Doch kaum waren sie verheiratet, fing er an, um ihretwillen sein Leben zu ändern.

„Nachdem ich Luftwaffenoffizier geworden war, heirateten wir." (Seine Frau hatte an der Universität von Hawaii ihre Lehrerausbildung abgeschlossen.) „Eine Weile lebten wir in Kalifornien. Nach einer Ausbildungszeit in Texas übersiedelten wir nach Kansas.

Zwei Wochen nach unserer Ankunft in Kansas fand der Herr wohl, es sei nun an der Zeit, daß Amanda die Kirche kennenlernte. Wir hatten zwar Versammlungen

besucht, uns aber nicht ernstlich mit der Kirche befaßt."

Bruder DuPont wurde für 109 Tage in Grönland stationiert, und da die beiden in Kansas noch keine Wohnung gefunden hatten, zog seine Frau inzwischen zu einem Cousin ihres Mannes und dessen Familie. Die Verwandten waren aktive Mitglieder der Kirche. Gemeinsam mit den Pfahlmissionaren ermunterten sie Amanda, sich am selben Tag taufen zu lassen wie die achtjährige Tochter der Familie.

Amanda war nicht ganz einverstanden: „Ich fragte mich, warum *sie* wissen sollten, wann *ich* bereit sei; aber sie sagten, sie wüßten es, und sie hatten das Datum festgesetzt."

Bruder DuPont erinnert sich an den Brief, den seine Frau ihm damals schrieb: „Eigentlich war mir das nicht recht. Ich war beschämt, schließlich war es meine Kirche. Aber eine Woche darauf kam noch ein Brief, und darin stand: ‚Es tut mir leid, aber ich kann es nicht mehr erwarten. Ich lasse mich am Samstag taufen.'"

„Sie hatten es also doch gewußt", schmunzelt Schwester DuPont. „Ich war tatsächlich bereit."

Nach der Bekehrung seiner Frau machte auch Bruder DuPont Fortschritt in der Kirche. Er wurde zum Priester und dann zum Ältesten ordiniert, und bald wurden die DuPonts im Tempel gesiegelt.

Für Bruder DuPont blieben aber immer noch Fragen offen: „Ich schäme mich nicht, es einzugestehen – ich hatte, was die Kirche betrifft, so manchen Zweifel. Unter anderem bezweifelte ich, daß es wirklich einen neuzeitlichen Propheten gäbe." Aber zur gegebenen Zeit sollte er davon ein Zeugnis erlangen, und zwar durch einen Propheten Gottes persönlich.

Stationierung in Südamerika

Mit der geistig-religiösen Entwicklung kamen auch neue Aufgaben in der Kirche, die Adoption zweier Söhne und ein rascher beruflicher Aufstieg. Oberst DuPont war in der Luftwaffe aufgrund seiner Lauterkeit, seines Arbeitseifers und weil er gern jede begonnene Aufgabe auch zu einem guten Ende führte, bekannt und geachtet. Als Anfang der siebziger Jahre in Montevideo ein Militärberater für die Streitkräfte von Uruguay stationiert werden sollte, war er aufgrund des Rufes, den er genoß, einer der Spitzenkandidaten. Der Posten wurde ihm angeboten, und es lag nun an ihm, ob er ihn annahm. „Ich schlug in einem Almanach nach, um herauszufinden, ob es dort die Kirche gab. Es gab zwei Pfähle, und so dachte ich: Wir gehen hin." Es folgte ein sechsmonatiger Intensivkurs in Washington, damit er Spanisch lernte und mit der Kultur des Landes vertraut wurde.

Dann aber kam ein Telefonanruf von höherer Stelle. „Es hieß: ‚Wir brauchen Sie dringender in Bogotà als in Montevideo. Sie werden also woanders zum Einsatz kommen, als ursprünglich geplant.' Da ich in Kolumbien keine Adresse der Kirche finden konnte, lehnte ich ab, und nichts, was sie sagten, konnte mich umstimmen.

Als mich dann eines Tages wieder ein Vorgesetzter anrief, versuchte ich ihm klarzumachen, ich sei Mitglied der Kirche und wolle deshalb nicht nach Kolumbien. Es stellte sich heraus, daß auch er der Kirche angehörte. Er war der dienstälteste Präsident der Siebziger in seinem Pfahl, und er sagte: ‚Bruder DuPont, haben Sie je an die Möglichkeit gedacht, daß der Herr in Kolumbien einen Auftrag für Sie haben könnte?' Erst da begannen wir es von dieser Seite zu sehen und beschlossen, hinzuziehen."

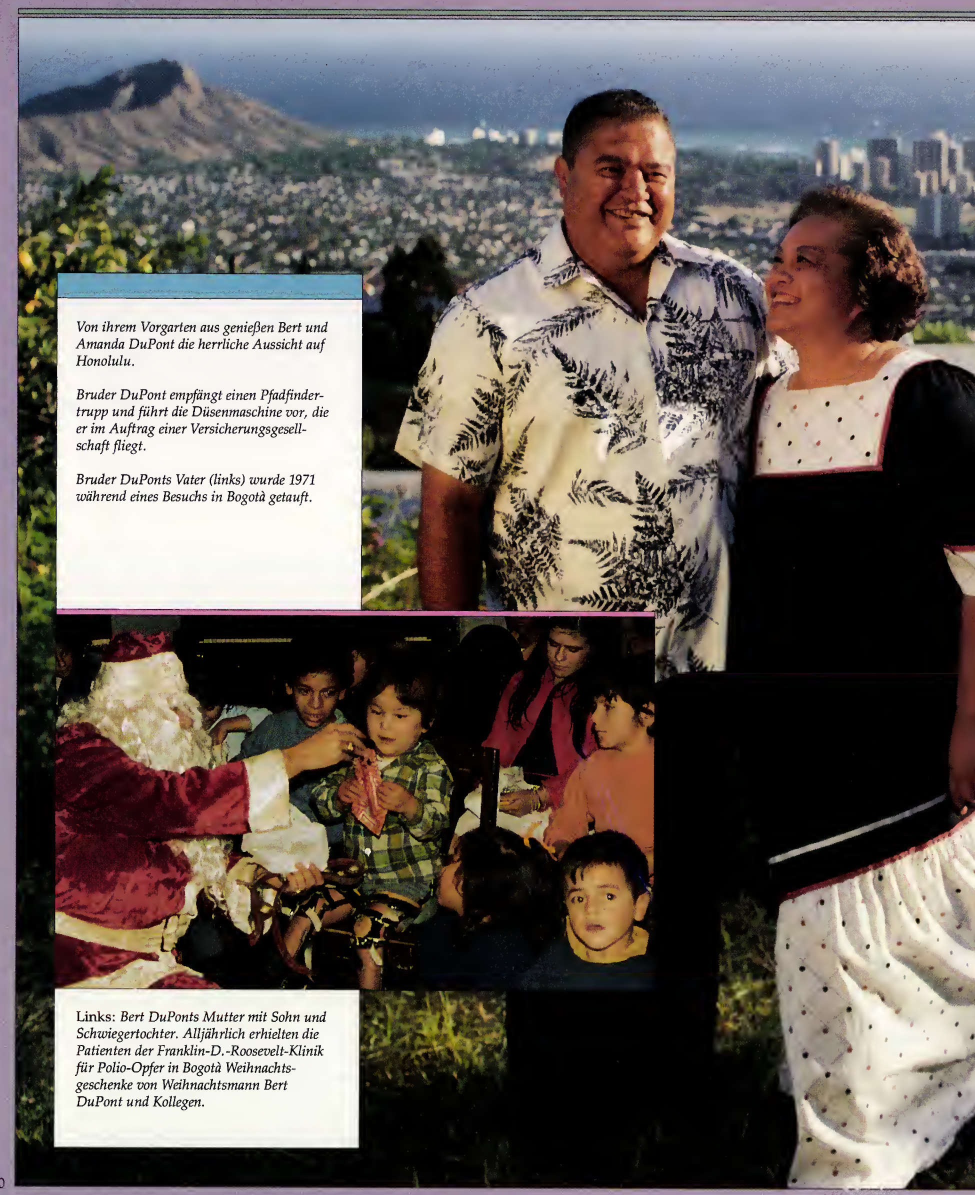
Als die DuPonts in Kolumbien waren, stellten sie fest, daß der Herr dort tatsächlich eine Aufgabe für sie hatte, ja, sogar mehrere. „Damals war ich davon nicht überzeugt, aber heute bin ich es: Wir wurden wirklich dorthin gesandt, um der Kirche zu helfen. Wenn die Kirche ein neues Gebiet erschließt, sind die ersten, die sich bekehren, nicht die Bankpräsidenten und die Universitätsprofessoren, sondern in der Regel die Einfachsten und Ärmsten. Wir hatten dort nur Missionare aus den USA, die bei den Leuten oft nicht gut ankamen. Aufgrund meines Dienstranges in der Luftwaffe war es ein wenig anders. Es war ein Vorteil, beim Militär zu sein. Es half auch, daß meine Hautfarbe nicht weiß ist. Wenn die Missionare den Leuten etwas sagten, glaubte man ihnen nicht. Wenn ich zur Tür hineinkam und genau dasselbe sagte, hörten die Leute zu."

Hier ist das Blut Israels

Bald nach der Ankunft in Bogotà wurde Bert DuPont als Ratgeber in der Distriktspräsidentschaft berufen. Später diente er als Zweigpräsident von Bogotà. Schwester DuPont, die ihren kolumbianischen Schwestern herzliches Interesse entgegenbrachte, lernte die Landessprache und wurde mit Führungsämtern in der Frauenhilfsvereinigung und in der JD-Organisation betraut. Beide erfuhren viel Liebe und Anerkennung, weil sie sich dem Evangelium verpflichtet fühlten und täglich in christlicher Weise Dienst am Nächsten übten.

Einen wesentlichen Teil dieses Dienstes machten ihre Missionsbemühungen aus. Vor zwölf Jahren steckte die Kirche in Kolumbien noch in den Kinderschuhen und war dringend auf jedes starke Zeugnis und auf jedes gute Vorbild angewiesen. Ein Missionar von damals erinnert sich, daß die „DuPonts hervorragende Vorbilder für die Heiligen waren. Sie zeigten ihnen, was Heimlehren und Besuchslehren wirklich ist, worauf es beim Familienabend ankommt und was es bedeutet, einander zu lieben und einander zu dienen."

Das Haus der Familie war ein beliebter Treffpunkt



Von ihrem Vorgarten aus genießen Bert und Amanda DuPont die herrliche Aussicht auf Honolulu.

Bruder DuPont empfängt einen Pfadfindertrupp und führt die Düsenmaschine vor, die er im Auftrag einer Versicherungsgesellschaft fliegt.

Bruder DuPonts Vater (links) wurde 1971 während eines Besuchs in Bogotà getauft.

Links: *Bert DuPonts Mutter mit Sohn und Schwiegertochter. Alljährlich erhielten die Patienten der Franklin-D.-Roosevelt-Klinik für Polio-Opfer in Bogotà Weihnachtsgeschenke von Weihnachtsmann Bert DuPont und Kollegen.*



der Missionare. Bruder Dupont erzählt: „Manchmal, an den wichtigsten Feiertagen der Amerikaner – Ostern, Weihnachten und Thanksgiving – hatten wir bis zu sechzig Missionare zum Essen."

Von den ersten Tagen ihrer Zeit in Kolumbien an spielte die Herkunft der DuPonts in ihrer erfolgreichen Tätigkeit eine wichtige Rolle. Als sie beispielsweise zur ersten Jugendtagung in diesem Land eingeladen wurden, bat man sie um eine typisch hawaiianische Darbietung. Die Anreise über eine halsbrecherischen Bergstraße dauerte zehn Stunden. Als sie dort waren, bat man Bruder DuPont um eine Ansprache. „Als ich vor der Gruppe, vor den Jugendlichen und ihren Führern stand, war mir plötzlich, als befände ich mich zu Hause in Hawaii. Sie sahen alle aus wie meine Verwandten. Ihr indianisches Aussehen erinnerte sehr an die Bewohner von Hawaii und Polynesien. Also entschloß ich mich, ihnen von Hagot, dem nephitischen Schiffsbauer, zu erzählen. Ich fing an, über dieses Thema zu reden und sagte, wie sehr sie mich an meine Onkel und Tanten in Hawaii erinnerten. Ich sagte: ‚Wenn ich euch *hermanos* und *hermanas* (Brüder und Schwestern) nenne, meine ich das nicht nur im Sinne des Evangeliums, sondern ich denke dabei an unsere Blutsverwandtschaft. Hier ist das Blut Israels.'"

Dieses Bild vom „Blut Israels" bekam einen noch persönlicheren Bezug, als die DuPonts seine Eltern nach Bogotà einluden. Dieser Besuch erwies sich als ein neuer Anfang.

„Mein Vater war ein guter Mensch", stellt Bert DuPont nachdenklich fest. „Aber obwohl er bei jedem seiner Besuche sagte, wie glücklich unsere Familie sei und wie sehr er sich wünsche, daß es auch bei seinen anderen Kindern so wäre, konnten wir ihn nicht davon überzeugen, daß er sich der Kirche anschließen sollte."

Während des Besuches seiner Eltern wachte Bruder DuPont einmal spät am Abend auf. „Ich hatte die Eingebung", berichtet er, „noch einmal zu meinem Vater zu gehen und ihn aufzufordern, er solle sich taufen lassen, obwohl er dies schon wiederholt abgelehnt hatte. Ich weckte meine Frau (ich muß sie immer zu Rate ziehen, denn es ist vor allem sie, die vom Geist erfüllt ist), sagte ihr, was ich dachte, und sie meinte: ‚Tja, dann tu's doch.' Also ging ich in sein Zimmer. Ich kam mir vor wie Daniel in der Löwengrube."

Bruder DuPont weckte seinen Vater, gab ihm Zeugnis und richtete die Aufforderung an ihn. Seine Reaktion? „Er nahm mich in die Arme, drückte mich an sich und weinte. In seiner Dienstzeit als Polizist war er mehrmals angeschossen, mit dem Messer angegriffen und verwundet worden, aber er hatte, soviel ich wußte, noch nie im Leben eine Träne vergossen."

Innerhalb weniger Wochen hatte Bruder DuPonts Vater das Evangelium ganz angenommen. „Die Missionare aus den USA konnten ihn nicht auf englisch

belehren, weil sie ihre Lektionen nur auf spanisch beherrschten. Also übersetzte ich für sie. Meine Eltern begleiteten uns jeden Sonntag zur Kirche, obwohl sie nicht verstehen konnten, was gesagt wurde – es wurde ja nur spanisch gesprochen. Aber offenbar verspürte mein Vater dennoch etwas – ich glaube, es war der Geist, den die Menschen ausstrahlten. Als er dann getauft wurde, standen die Leute so dichtgedrängt, daß im Raum kein Platz für Stühle war."

Das persönliche Zeugnis eines Propheten

Erst 1975, als Bert und Amanda DuPont nach Hawaii zurückgekehrt waren, empfing Bruder DuPont eine sichere Bestätigung seines Zeugnisses vom lebenden Propheten. Er war gebeten worden, anläßlich von Präsident Spencer W. Kimballs Besuch in Bogotà bei den Sicherheitsmaßnahmen mitzuwirken. Seine Schilderung dieses Erlebnisses ist ein ergreifendes Zeugnis davon, wie dieser Prophet auf Menschen wirkte:

„Präsident Kimball drückte mir die Hand, und mein Arm war wie elektrisiert. Er blickte mir in die Augen, und das genügte: Ich hatte *Gewißheit*. Wir verbrachten viel Zeit zusammen – es war ein wunderschönes Erlebnis.

Als wir im Missionsheim einen Familienabend abhielten, war ich der einzige, der ohne Familie da war. Ich saß neben Präsident Kimball, und er legte den Arm um mich. Dann knieten wir nieder, und der Missionspräsident bat den Präsidenten der Kirche, das Familiengebet zu sprechen. In diesen Augenblicken veränderte sich mein ganzes Leben. Ich wußte einfach: Er ist ein Prophet. Ich war vollständig bekehrt."

Zu Hause, erinnert sich Schwester DuPont mit einem wissenden Lächeln, liefen die Dinge nicht so gut, während ihr Mann mit dem Präsidenten der Kirche zusammen war: „Ich hatte einen Autounfall. Ich blieb zwar unverletzt, aber das Auto war kaputt."

„Dazu müssen Sie wissen", wirft Bruder DuPont ein, „daß ich ein Mensch war, bei dem alles tipptopp in Ordnung zu sein hatte. Ich mochte es nicht, wenn jemand mein Auto anfaßte und einen Fingerabdruck hinterließ."

Schwester DuPont schildert, wie ihre beiden Söhne Duane und Doug immer wieder sagten: „Junge, Junge – warte ab, bis Papa heimkommt und das Auto sieht!" Als er heimkam, fuhren sie gar nicht erst zum Flughafen mit, um ihn abzuholen. „Also fuhr ich alleine hin", erzählt Schwester DuPont. „Ich hatte noch keine Zeit gehabt, den Wagen reparieren zu lassen."

Aber etwas war anders als sonst. „Bert verließ das Flugzeug, und er ging wie auf Wolken. Als er mich sah, redete er nur davon, was für ein großartiges Erlebnis es gewesen war, mit dem Propheten zusammenzusein. Er ging an dem kaputten Kotflügel vorbei und sah ihn gar nicht.

Als wir nach Hause kamen, lugten die Jungen hinter den Gardinen hervor. Bert sagte: ‚Die Jungs verstecken sich – da stimmt was nicht.' Also zeigte ich ihm den Schaden am Kotflügel. Er sah ihn sich an, wandte sich zu mir um und sagte: ‚Bin ich froh, daß dir nichts geschehen ist!' Und dann umarmte er mich fest."

Die Reihe solcher Erlebnisse ließe sich endlos fortsetzen. Die DuPonts haben mit offenen Armen viele Gäste aufgenommen – Pflegekinder, kolumbianische Freunde, denen es nicht so gut ging, Mitglieder der Kirche, Missionare, die finanzielle und moralische Hilfe brauchten, und viele andere, die einen herzlichen hawaiianischen Empfang, einen großzügigen Beweis von Schwester DuPonts Kochkünsten oder einen sanften, aber eindeutigen Schubs in Richtung Wahrheit und Rechtschaffenheit gut gebrauchen konnten.

„Wir lieben die Menschen", sagt Schwester DuPont, „und das Evangelium leitet uns an, ihnen zu dienen und zu helfen, wo immer wir können." □

SO LERNTE
MARTHA POSTON
DIE KIRCHE KENNEN



1972 trat die in Atlanta, Georgia, geborene Martha Poston dem amerikanischen Friedenskorps bei, einer Hilfsorganisation, die Freiwillige ausbildet und in aller Welt stationiert, wo sie ihre Fähigkeiten zum Wohle anderer Menschen einsetzen können. Martha Poston nennt dafür folgenden Beweggrund: „Ich wollte mein Können und Wissen an Menschen weitergeben, denen es weniger gut geht als mir." Nach ihrer Ausbildung in Gesundheitsvorsorge, Hygiene, Kinderpflege, Ernährung und Nähen trat sie ihren Dienst auf Jamaika an. In einer ländlichen Gegend veranstaltete sie Schulungen mit dem Ziel, die Lebensbedingungen der Menschen zu verbessern. Sie wurde jedoch schon bald nach Liberia in Westafrika versetzt.

Während Martha Poston im Friedenskorps diente, sehnte sie sich nach Erkenntnis im Hinblick auf die Ewigkeit und auf ihren Platz im Plan Gottes. Sie hatte schon immer an einen liebenden Vater im Himmel geglaubt. „Ich hatte das Gefühl, geistige Eingebungen zu empfangen, die mich veranlaßten, mein Leben in Ordnung zu bringen, aber mir war nicht klar, bis wann und zu welchem Zweck ich dies tun sollte."

Sie setzte also ihren Dienst fort. Um ständig auftretende Krankheiten zu bekämpfen, brachte sie den liberianischen Frauen bei, ihre Hausarbeit nicht auf dem Erdboden zu verrichten, wo es von Milben und Bakterien wimmelte, sondern in Wannen und Backöfen aus Ölfässern und auf einem aus Lehm und Beton konstruierten Herd. In dem Dorf, wo sie arbeitete, führte sie den Gebrauch von Wäscheleinen ein. Bis dahin hatten die Dorfbewohner ihre Wäsche auf der Erde getrocknet und die Milben, die sich darin festsetzten, mit einem Holzkohlebügeleisen vernichtet. Da jedoch auf diese Weise nicht alle Milben abgetötet wurden, litten die Menschen unter Milbenbefall. Martha Poston zeigte ihnen auch, wie man Kokosnüsse kocht und daraus Fett gewinnt, wie man Getreide lagert und aus großen Öldosen eine Kühlbox ohne Eis baut. Die Dosen wurden mit stoffgefüllten, wassergetränkten Reissäcken gekühlt und machten Lebensmittel tagelang haltbar.

Indem Martha Poston sich ganz ihrem Dienst hingab, erlebte sie ein geistiges Erwachen. Hin und wieder verlor sie den Mut, fühlte sich aber, wie sie sich erinnert, Gott sehr nahe. „Ich habe mich auf seinen Geist verlassen, der mir Kraft gab und mich führte", sagt sie. „Damals hatte ich einen Traum, dessen Inhalt ich später, als ich das Buch Mormon las, wiedererkannte: Ich träumte von einer eisernen Stange, die zum Baum des Lebens führt. Auch andere Träume gaben mir das sichere Gefühl, daß mein himmlischer Vater mich aus der Finsternis ins Licht führen würde.

Ich begann, täglich in der Bibel zu lesen, ohne jedoch viel zu verstehen", berichtet sie. „Was mein nächster Schritt sein würde, wußte ich nicht – ich vertraute einfach auf den Herrn. Dann erkrankte meine Mutter, und ich kehrte nach Atlanta zurück, um sie zu pflegen. Ich forschte aber weiterhin in der Schrift."

Während Martha Poston bei ihrer Mutter wohnte,

kamen zwei Missionare an die Tür. „Wir sind gekommen, um Ihnen vom wiederhergestellten Evangelium Jesu Christi zu erzählen", sagten sie. Nach der ersten Lektion empfand sie Dankbarkeit für das zusätzliche, neue Wissen, war aber nicht geneigt, sich dieser „wahren Kirche" anzuschließen. Nach drei Lektionen wurden jedoch ihre Gebete erhört, und sie hatte das eindringliche Gefühl, zu dieser Kirche hingeführt worden zu sein, wo sie Menschen finden würde, die sie liebten und akzeptierten.

Am 1. Mai 1983 wurde Martha Poston getauft. Sie erinnert sich: „Meine Seele hungerte, mein Verstand und mein Geist dürsteten, und Gott hat mich nicht im Stich gelassen."

Zwei Jahre später wurde Martha Poston berufen, eine Tempelmission im Atlanta-Tempel zu erfüllen, wo sie heute gern bezeugt: „Ich habe den Geist Christi, des geliebten Gottessohnes, gefunden. Jesus Christus lebt und segnet jeden, der für ihn ein offenes Herz hat und ihn einläßt." □



Lori Anderson

KINDERSTERN

Mai 1989

Der Herr verlangt von den Eltern, daß sie ihre Kinder lehren, „die Lehre von der Umkehr, vom Glauben an Jesus Christus, den Sohn des lebendigen Gottes, und von der Taufe und der Gabe des Heiligen Geistes durch Händeauflegen zu verstehen, wenn sie acht Jahre alt sind".

(Lehre und Bündnisse 68:25.)



MOLISIS WEISSES HEMD

Paula J. Hunt

Hastig flocht Molisi den Korb aus Palmenblättern fertig. Er machte das letzte lose Ende fest und rannte hinunter zum Wasser. Bei Ebbe sammelten er und die anderen Jungen *fingota* (Krabben) zum Abendessen. Ihre Mütter dünsteten die *fingota* zusammen mit Gemüse aus dem Garten.

Als Molisi nach Hause kam, wirkte seine Mutter schon in der Küche. Die Küche war eine kleine, vom Haus getrennte Hütte.

„Da, Mutter", sagte er und reichte ihr den Korb. „Kann ich jetzt gehen?"

„Ja, aber komm gleich wieder. Das Essen ist fast fertig."

Molisi wußte: Seine Mutter dachte, er würde schwimmen gehen. Aber heute hatte er etwas Wichtigeres vor.

Molisi brauchte Geld für ein weißes Hemd. Am Sonntag sollte er zum Diakon ordiniert werden, und er wollte sein Priestertum in Ehren halten und sauber gekleidet sein. Sein Vater, Sione Loni, war Missionar gewesen und stand in Tonga im Ruf, ein treues Mitglied der Kirche gewesen zu sein. Molisi wollte sein wie sein Vater. Er wollte aussehen wie sein Vater auf dem Missionsbild, das seine Mutter aufbewahrte.

Seit sein Vater verstorben war, erhielt die Mutter die Familie, indem sie Gemüse aus ihrem Garten und Kopra (Kokos) verkaufte. Obwohl sie schwer arbeitete, verdiente sie sehr wenig, und es war nie genug Geld da.

Molisi mußte das Geld für sein Hemd selbst verdienen. Seine Mutter sollte nicht ahnen, was ihm dieses Hemd bedeutete – sie hatte schon so genug Sorgen. Nur seine PV-Lehrerin und Latu, sein bester Freund, wußten, was er vorhatte.

Vor Wochen hatte er an einer verborgenen Stelle im Garten, wo die Mutter es nicht sehen würde, eine Talopflanze (eine Wurzelfrucht) gepflanzt. Nun war sie reif, und er konnte sie auf den Markt schicken. Schwester Lile, seine PV-Lehrerin, hatte ihm versprochen, die Taloknollen für ihn zu verkaufen, und morgen war Markttag.

Rasch grub Molisi die Knollen aus. Er spülte die Erde ab, wickelte die Knollen in nasse Blätter und tat sie in einen Korb. Er nahm den Korb voll Talos und die Matten und Körbe, die er geflochten hatte und die nun verkauft werden sollten, und ging, so schnell er konnte, zu Schwester Lile.

Schwester Lile schlug die Blätter auseinander und betrachtete die Knollen.

„So schöne Talos hab ich noch nie gesehen", sagte sie. „Die gehen sicher gut weg." Dann sah sie die leeren Körbe an. „Auch die Körbe sind fest und schön geflochten." Aber dann fügte sie bedauernd hinzu: „Nur wird das alles zusammen nicht reichen."

Dem Jungen sank der Mut. Er hatte sich so angestrengt. „Wenn ich noch ein paar Fische fange – reicht es dann?" fragte er bange.

„Für ein fertiges Hemd wohl kaum", meinte Sie nach einigem Überlegen.

„Aber ich könnte dann genug Stoff kaufen und dir eins nähen."

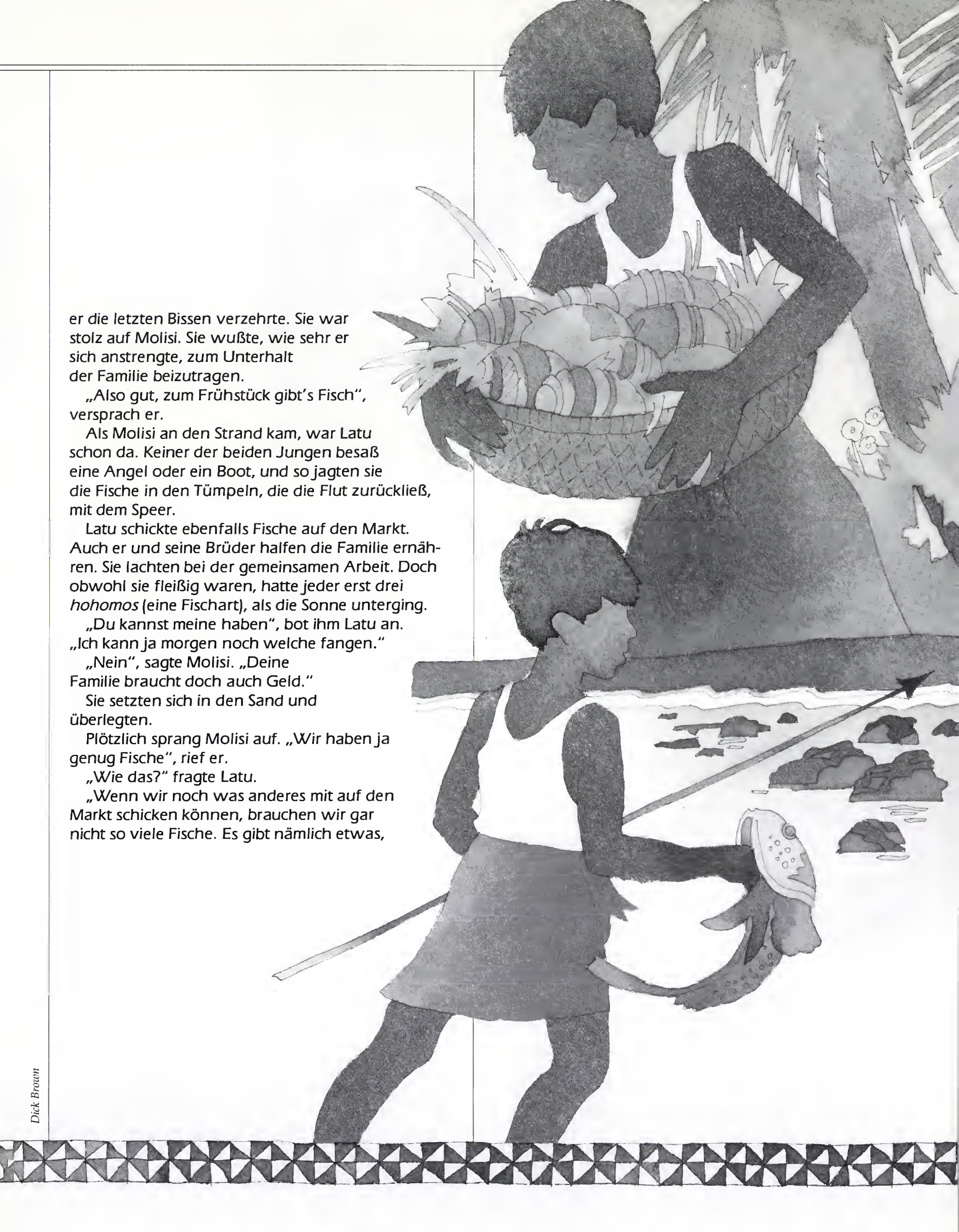
Molisi dankte Schwester Lile, versprach ihr, am Morgen Fische zu bringen, und eilte davon.

Auf dem Heimweg besuchte er noch Latu und fragte ihn, ob er zum Fischen mitkäme.

Als er hastig das Abendessen hinunterschlang, fragte ihn die Mutter: „Was hast du nur? Du bist so sonderbar in letzter Zeit."

„Latu geht mit mir fischen", erwiderte er. „Ich will doch nicht zu spät kommen."

„Wir könnten ein bißchen Fisch für das Frühstück gebrauchen", sagte seine Mutter erfreut, während



er die letzten Bissen verzehrte. Sie war stolz auf Molisi. Sie wußte, wie sehr er sich anstrengte, zum Unterhalt der Familie beizutragen.

„Also gut, zum Frühstück gibt's Fisch", versprach er.

Als Molisi an den Strand kam, war Latu schon da. Keiner der beiden Jungen besaß eine Angel oder ein Boot, und so jagten sie die Fische in den Tümpeln, die die Flut zurückließ, mit dem Speer.

Latu schickte ebenfalls Fische auf den Markt. Auch er und seine Brüder halfen die Familie ernähren. Sie lachten bei der gemeinsamen Arbeit. Doch obwohl sie fleißig waren, hatte jeder erst drei *hohomos* (eine Fischart), als die Sonne unterging.

„Du kannst meine haben", bot ihm Latu an. „Ich kann ja morgen noch welche fangen."

„Nein", sagte Molisi. „Deine Familie braucht doch auch Geld."

Sie setzten sich in den Sand und überlegten.

Plötzlich sprang Molisi auf. „Wir haben ja genug Fische", rief er.

„Wie das?" fragte Latu.

„Wenn wir noch was anderes mit auf den Markt schicken können, brauchen wir gar nicht so viele Fische. Es gibt nämlich etwas,

Dick Brown



was meine Leute noch lieber sehen als *hohomo*, und das ist *uo* (Hummer)."

„Warum ist uns das nicht eher eingefallen?" rief Latu. „Los, holen wir meine Laterne. Den *uo* muß man im Dunkeln fangen."

Die Jungen rannten zu Latus Haus. Sie legten die Fische in Wasser, um sie frischzuhalten, und kehrten dann an den Strand zurück. Es war schon sehr dunkel. Im Schein der Laterne sahen sie viele Hummer krabbeln. Vorsichtig, um von den großen Zangen nicht gekniffen zu werden, packten sie die Tiere und legten sie in Körbe.

„Das gibt morgen ein Fest", jubelte Latu. „Das sind die größten *uo*, die ich je gesehen habe."

„Wir haben so viel, daß wir auch Schwester Lile einen Korb voll geben können – zum Dank", sagte Molisi froh.

„Bis Sonntag sind es nur noch drei Tage", stellte Latu besorgt fest. „Ob sie bis dahin mit dem Hemd fertig wird?"

„Ich weiß nicht. Aber wenn es irgendwie geht, macht sie's. Mutter wird Augen machen, wenn ich im weißen Hemd zur Kirche komme!"

Früh am nächsten Morgen brachten Latu und Molisi ihre Fische und Hummer zu Schwester Lile. Sie war über beides hocherfreut.

„Das langt nun", sagte sie zu Molisi. „Und dein Hemd ist bis Sonntag fertig."

Die beiden nächsten Tage erschienen wie eine Ewigkeit. Molisi hatte kaum Appetit, noch konnte er schlafen. Seine Mutter blickte ihn besorgt an. Ob er krank würde? Endlich kam der Sonntag. Molisi zog sein neues Hemd an – wie aufgeregt er war! Da trat seine Mutter zur Tür herein. Sie war sprachlos.

Tränen rollten ihr über die Wangen, als sie ihn ansah. „Molisi! Woher hast du denn das Hemd? Du siehst ja aus wie dein Vater!"

Molisi lachte über das ganze Gesicht. „Ich hab das Geld für den Stoff verdient, und Schwester Lile hat es mir genäht."

An diesem Sonntag ging die Familie stolz zur Kirche. Schwester Lile und Molisis Mutter strahlten beide, als Molisi das Abendmahl austeilte. Im Haus der Familie Loni gab es wieder das Priestertum! □



DIE WAHRE KIRCHE JESU CHRISTI



Bald sollte es auf der Erde wieder die wahre Kirche Jesu Christi geben. Jesus gab Joseph Smith eine Offenbarung für die Menschen. Er wollte, daß die Menschen für seine Kirche bereit wären, und so sagte er ihnen mehr vom Evangelium.

Jesus sagte: Das Buch Mormon ist wahr. Es lehrt sein Evangelium, und an dieses Evangelium sollen die Menschen glauben. Jesus ist gestorben, damit alle Menschen, die Fehler begangen haben, umkehren und in den Himmel kommen können. Sie müssen sich taufen lassen und die Gebote halten. Sie sollen oft das Abendmahl nehmen und dabei an sein Opfer denken, dann ist sein Geist mit ihnen.

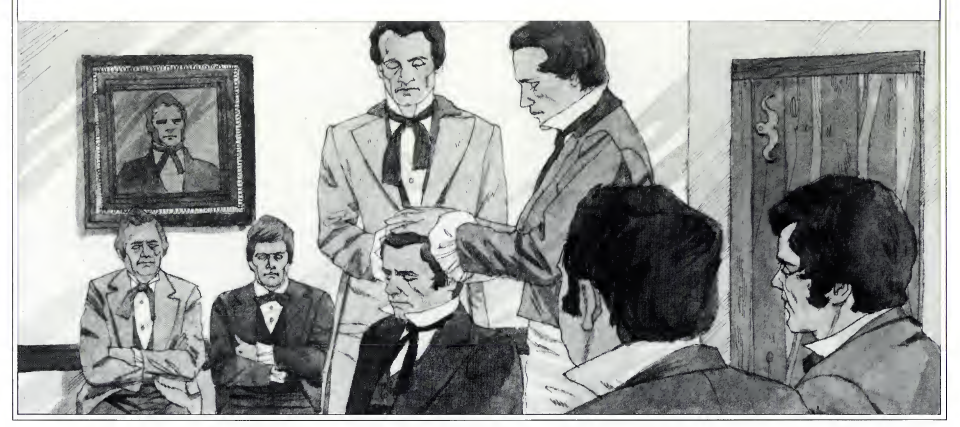
Einige Wochen später gebot Jesus Christus dem Propheten Joseph Smith, die Kirche zu gründen. Joseph Smith tat, was ihm aufgetragen wurde. Am 6. April 1830 hielt er eine Versammlung ab. Bei dieser Versammlung waren Oliver Cowdery, Samuel Smith, David Whitmer und Peter Whitmer anwesend. Sie waren schon getauft. Es kamen auch andere Leute.

Sie beteten zum himmlischen Vater. Joseph Smith ordinierte Oliver Cowdery zum Ältesten in der Kirche. Dann ordinierte Oliver Cowdery Joseph Smith. Gemeinsam segneten sie das Abendmahl und teilten es an die Menschen aus.

Joseph Smith und Oliver Cowdery legten allen die Hände auf und bestätigten sie als Mitglieder der Kirche Jesu Christi. Sie spendeten ihnen die Gabe des Heiligen Geistes. Joseph Smith und Oliver Cowdery ordinierten weitere Männer zum Priestertum. Sie alle freuten sich, und alle liebten sie den himmlischen Vater.

Am Schluß der Versammlung empfing Joseph Smith eine Offenbarung von Jesus. Jesus sagte: Joseph Smith ist ein Prophet. Wenn ein Prophet etwas sagt, dann tut er es im Auftrag von Jesus. Die Mitglieder der Kirche, sagte er, sollen auf den Propheten hören und ihm gehorchen.

Nach der Versammlung wurden viele Menschen getauft. Joseph Smiths Mutter und Vater ließen sich taufen. Der 6. April 1830 war ein herrlicher Tag! Die wahre Kirche Jesu Christi war wieder auf der Erde. (Siehe LuB 19-21.) ☐



SEI RECHTSCHAFF

Pat Gr

Das Miteinander



König Benjamin war ein rechtschaffener Führer. Er diente seinem Volk und wollte, daß es die Gebote hielt. Als er alt wurde, versammelte er sein Volk beim Tempel, um zu den Menschen zu reden. Sie brachten ihre Familien mit und stellten ihre Zelte auf, damit sie dableiben und alles anhören konnten, was König Benjamin ihnen zu sagen hatte.

Weil die Menschenmenge so groß war, ließ König Benjamin einen Turm bauen, von dem aus er reden konnte, so daß mehr Menschen ihn hörten.

Für alle, die zu weit fort waren, ließ er seine Worte niederschreiben und an sein Volk aussenden. Alle sollten erfahren, was man tun muß, um glücklich zu sein. König Benjamin liebte sein Volk. Er war ein gutes Vorbild, und die Menschen schenkten seinen Worten Glauben.

Auch du kannst ein Führer sein und anderen helfen, glücklich zu leben. Du wirst vielleicht keinen Turm bauen, von dem aus du reden kannst, aber du kannst deine Familie und deine Freunde führen, indem du ihnen in Rechtschaffenheit dienst.

Anleitung

1. Schneide die König-Benjamin-Figur, die leere Schriftrolle, die Sätze und den Turm aus.

Rudy Anderson

Er lehrte sie, die Gebote zu halten (siehe Mosia 2:4).

Er verlangte vom Volk keine Steuern und ließ sich seine Arbeit nicht bezahlen (siehe Mosia 2:12).

Er rettete sie vor ihren Feinden (siehe Mosia 2:4).

Er diente mit aller Macht, ganzem Sinn und aller Kraft (siehe Mosia 2:11).

EIN
FENER FÜHRER

aham

2. Lies die Aussagen über König Benjamin, und klebe die Sätze zwischen die Leitersprossen. (Vergleiche Mosia 2 und 4.) Schneide entlang den gestrichelten Linien Schlitze, und schiebe König Benjamin hinter die Geländerstange auf dem Turm.

3. Lies Mosia 4 und such mindestens 10 Punkte, die König Benjamin gelehrt hat. Schreibe die 10 Punkte auf die Rolle.

4. Schreibe dir einiges auf, was du andere durch dein Beispiel lehren kannst.

Anregungen für das Miteinander

1. Ehre alle, die dir in Rechtschaffenheit dienen – deine Eltern, deine Lehrer in der Schule, die Führer in der Kirche und im öffentlichen Leben. Die Kinder können gemeinsam oder einzeln jemandem in leitender Stellung, zum Beispiel dem Bischof, einen Brief schreiben und ihm darin sagen, was sie von ihm gelernt haben.

2. Besprechen Sie mit den Kindern, wie es wäre, wenn Sie oder die Kinder Führer eines neuen Landes wären. Was für Gesetze und Regeln wären nötig, damit die Menschen in dem neuen Land glücklich wären?

1.

2.

3.

4.

5.

6.

7.

8.

9.

10.

Phyllis Luch

Er hielt sich nicht für besser als andere Menschen (siehe Mosia 2:26).

Wenn man seinen Mitmenschen dient, dient man Jesus (siehe Mosia 2:17).

Er arbeitete gemeinsam mit dem Volk (siehe Mosia 2:14).

Lehne dich nicht gegen Gott auf (siehe Mosia 2:26-69).

EIN SONDERBARES PFERDCHEN

Peggie Gieszel

Hast du je ein Pferd gesehen, das so klein ist, daß du es in der Hand halten kannst?

So ein Pferdchen gibt es. Es ist ein Meerestier und heißt Seepferd.

Wenn das Seepferd mit erhobenem Kopf durchs Wasser schwimmt, sieht es wirklich aus wie ein Pferd. Aber da hört die Ähnlichkeit auch schon auf.

Seepferdchen können von 5 cm bis 25 cm lang werden (vom Maul bis zur Schwanzspitze), aber die meisten sind zwischen 7 cm und 10 cm groß.

Das Seepferd hat einen ganz anderen Schwanz als ein wirkliches Pferd. Es kann sich damit an Korallen, Pflanzen und Muscheln festhalten. Oft rührt es sich stundenlang nicht von der Stelle.

Seepferdchen können ihre Farbe verändern, je nachdem, wie die Umgebung aussieht oder ob das Wasser warm oder kalt ist.

Diese kleinen Pferdchen haben keine Zähne, keine Mähne und keine Augenlider.

Und auch das ist sonderbar im Leben der Seepferdchen: In der Paarungszeit im Frühjahr oder Sommer legt das Weibchen an die 200 Eier. Das Männchen trägt die Eier 45 Tage lang in einer Tasche. Sobald die Jungen ausschlüpfen, werden sie aus der Tasche ausgestoßen und schwimmen allein umher. □

Verbinde die Punkte miteinander. Das Seepferdchen, das du dann siehst, ist viel größer als ein lebendiges.

Welden Andersen

HERRSCHT IN IHRER EHE VERTRAUEN?

Christie H. Frandsen



Steve Bunderson

Was macht eine gute Ehe aus?" fragte ich mich, während ich beobachtete, wie die Familien unserer Gemeinde zur Abendmahlsversammlung ins Gemeindehaus kamen. Einige waren noch jungverheiratet. Manche Eheleute waren älter und hatten sich so sehr aneinander angepaßt, daß sie einander ähnlich sahen und auch ähnlich redeten. Aber es waren auch viele Ehepaare wie mein Mann und ich darunter – mit Kindern aller Altersstufen, einem Hauskredit, beruflichen Aufgaben und den zusätzlichen Anforderungen kirchlicher Berufungen.

Früher einmal hatte ich naiverweise gemeint, jede im Tempel geschlossene Ehe nehme ganz automatisch einen glücklichen Verlauf. Inzwischen ist mir klar, daß Ehe keineswegs gleich Ehe ist. Überall in der Kirche finden wir Menschen, die ein erfülltes Eheleben führen, und solche, die bitter enttäuscht sind. Jede Ehe hat ihre Höhen und Tiefen, Momente angenehmer Zufriedenheit und persönlichen Wachstums, manchmal aber auch das Gefühl, alles sei vergebens und man komme nicht voran.

Was macht also eine gute Ehe aus? Die Antworten darauf können so unterschiedlich sein wie die Menschen, von denen sie kommen: Man soll einmal in der Woche einen Abend zu zweit verbringen; immer zuerst an den Partner und dann an sich denken; sich zwischendurch von den Kindern und sonstigen Verpflichtungen zurückziehen; niemals unversöhnt zu Bett gehen; sich allabendlich Zeit nehmen, miteinander zu reden; den richtigen Partner heiraten; der richtige Partner sein. Liebe, Selbstlosigkeit, fortdauerndes Werben um den Partner, Offenheit und Kommunikation, Rechtschaffenheit – all das wirkt sich auf eine Ehe aus. Die Grundvoraussetzung für eine erfolgreiche Ehe ist freilich *Vertrauen*.

Eheberater Carlfred Broderick – er ist Mitglied der Kirche – meint, daß man „die wirklich lohnenden Lebenserfahrungen in einer vertrauensvollen, beständigen zwischenmenschlichen Beziehung findet. Sicherheit und Stabilität, Lauterkeit, innere Ruhe, das sichere Gefühl, daß der andere es ernst meint – darin liegt größte Befriedigung." (*Couples*, New York, 1979, Seite 158f.)

Vertrauen ist für eine glückliche Ehe so sehr Voraussetzung wie Glauben für ein Zeugnis; es ist die eigentliche Grundlage einer Beziehung. Wenn man einander fest vertraut, können Schwierigkeiten und Krisen kommen, und die Ehebeziehung wird dennoch gedeihen und sich entfalten. Wenn Vertrauen jedoch nur in geringem Maß oder nicht beständig vorhanden ist, hält die Ehe den Belastungen des Alltags nicht stand.

Um tatsächlich zu verstehen, welche Rolle das Vertrauen in der Ehe spielt, bedenke man folgendes: Traue ich mir zu, ein guter Ehepartner zu sein? Vertraue ich dem andern? Habe ich Vertrauen in die Institution Ehe? Vertraue ich auf den Herrn?

Traue ich mir zu, ein guter Ehepartner zu sein?

Das Vertrauen innerhalb einer ehelichen Partnerschaft beginnt damit, daß man zu sich selbst Vertrauen hat. Der Philosoph Sören Kierkegaard spricht von einem „Glaubenssprung", den jeder, der das Christentum annimmt, tun muß. Ein ähnlicher Sprung ist die Heirat, bei der man sich an jemanden bindet, den man noch nicht unbedingt lange kennt.

Wenn unser ganzes Tun und unsere innere Haltung lauter und unsere Absichten gut sind, ist nicht nur der Ehepartner geneigt, einem zu vertrauen, sondern man gewinnt auch an Vertrauen in den Partner.

Dieser Glaubenssprung in die Ehe setzt großes Selbstvertrauen voraus. Die Heirat ist eine Selbstbestätigung und verheißt persönliches Wachstum. Indem man dem Partner das Ehegelübde gibt, sagt man ihm: „Ich betrachte dich und auch mich als liebenswerten Menschen. Ich glaube, daß wir wachsen und ewige Segnungen miteinander teilen können." Die Erkenntnis, daß man von jemandem zum Partner genommen und geliebt wird, trägt viel zum eigenen Selbstwertgefühl und Selbstvertrauen bei.

In ‚Lehre und Bündnisse' wird uns gesagt, daß wir an Vertrauen gewinnen, wenn wir Liebe zu allen Menschen entwickeln und unser Denken von Tugend leiten lassen: „Laß dein Inneres auch erfüllt sein von Nächstenliebe zu allen Menschen und zum Haushalt des Glaubens, und laß Tugend immerfort deine Gedanken zieren; dann wird dein Vertrauen stark werden in der Gegenwart Gottes." (LuB 121:45.)

Vertraue ich dem andern?

Welch ein Segen ist es doch, einen treuen Ehepartner zu haben! Wie verheerend hingegen, wenn Ehepartner einander ständig mißtrauen. *Die Winter-*

geschichte von Shakespeare macht dies sehr deutlich. Die Ehe von Leontes und Hermione, dem König und der Königin von Sizilien, zerbricht daran, daß Leontes nicht glauben kann, wie gut und großherzig seine Frau in Wahrheit ist. Man gibt ihm folgenden Rat, wie er seine Ehe retten kann: „Es tut not, daß du deinen Glauben weckst." (5. Akt, 3. Szene.) Das Ehebündnis ist nicht nur ein Versprechen gegenseitiger Treue, sondern auch des beiderseitigen Glaubens daran.

Vertrauen in den Ehepartner ist mehr als die Sicherheit, daß der andere sittlich treu ist. Man muß auch auf die Lauterkeit, Intelligenz, auf die Fähigkeiten und das Potential des andern vertrauen. Ein Vertrauensmangel in kleinen, alltäglichen Belangen kann auf lange Sicht einer Ehe genauso schaden wie mangelndes Vertrauen in die Treue des Partnerns. Tägliche Nörgeleien, Besserwisserei und die Weigerung, dem Partner zur Seite zu stehen, kann die Liebe so sehr schwächen, daß schließlich die Vertrauensbasis schwindet.

Aufgrund langjähriger Eheerfahrung bin ich davon überzeugt, daß ein Ehepaar eine Bindung schaffen muß, die auf Vertrauen beruht. Ich habe beispielsweise die Erfahrung gemacht, daß ich meinem Partner auch dann vertrauen kann, wenn er mir nicht in jeder Entscheidung zustimmt – das zu erwarten wäre unrealistisch. Sehr wohl aber muß ich darauf vertrauen, daß er sich bemüht und mit guter Absicht handelt. Wenn es dann zu Differenzen kommt, ermöglicht eine liebevolle Atmosphäre Kommunikation und Kompromisse. Unsere Bereitschaft, einander zu vergeben, und unsere gegenseitige Toleranz sind für uns beide ein wichtiger Ausdruck dieses Grundvertrauens. In dieser Atmosphäre konnte unser gegenseitiges Vertrauen trotz gelegentlicher Fehleinschätzungen stark bleiben. Unsere Liebe und unser Verständnis haben zugenommen, und das Band unserer Ehe ist fester geworden. Das Vertrauen, das einer in den anderen gesetzt hat, hat reiche Frucht getragen.

Habe ich Vertrauen in die Institution Ehe?

Eine Ehe ist ständig im Werden. Die Trauung ist nur der Anfang dieses Werdens. Die Ehe ist die lebenslange gemeinsame Anstrengung, eins zu werden, ja, es ist oft gerade das Anstrengende, was die Verbindung stärkt und das Herz zum Herzen finden läßt.

Ein Kindheitserlebnis hat mich erkennen lassen, wie man durch Anstrengung stark wird. Meine Familie züchtete Rebhühner. Meine Geschwister und ich brachten Stunden damit zu, die Eier im Brutkasten zu beobachten, um zu sehen, wie die Küken ausschlüpften. Als wir dies zum erstenmal miterlebten, taten uns die kleinen Küken leid. Sie brauchten so lang, und es sah so anstrengend aus. (Wir wußten ja nicht, daß Rebhuhnküken zum Ausschlüpfen allein zwei bis drei Tage brauchen.) Die kleinen Vögel, fürchteten wir, hätten nicht genügend Kraft für diese große Aufgabe.

Also halfen wir ein wenig nach. Als sie zu schlüpfen begannen, brachen wir sachte da und dort ein Stück Eierschale ab, um es ihnen leichter zu machen. Wie freuten wir uns, als die ersten Küken aus den Schalen krochen! Aber dann sahen wir zu unserem Entsetzen, daß sie alle verkrüppelte Füßchen hatten. Nach ein paar Tagen starben sie, denn sie konnten weder auf den Füßen stehen noch zum Futter oder zum Wasser gehen.

Wir waren traurig und machten uns Vorwürfe, als wir erfuhren, daß an dem Unglück unsere gutgemeinte Hilfe schuld war. Die Zeit und Anstrengung, die die Küken brauchen, um durch die Eierschale zu brechen, ist nötig, damit ihre Beine und Füße und der Nacken erstarken, so daß sie umherlaufen und das Gleichgewicht halten können, wenn sie schließlich ausgeschlüpft sind. Unser Versuch, es ihnen leichter zu machen, wurde ihnen zum Verhängnis.

Dasselbe gilt für eine Ehe. Indem wir uns gemeinsam den Anforderungen stellen, Schwierigkeiten in Angriff nehmen und Lösungen erarbeiten, kommen wir dem Ideal, eins zu sein, näher. Wenn wir darauf vertrauen, daß die Ehe ein Prozeß des Einswerdens ist, erkennen wir, daß die im Leben unvermeidlichen Probleme und Konflikte nicht Hindernisse, sondern Trittsteine sind. Schwierigkeiten müssen nicht trennen, sondern können verbinden.

Vertraue ich auf den Herrn?

Jeder von uns hat etwas vom „natürlichen Menschen" an sich, von dem König Benjamin spricht (siehe Mosia 3:19). Durch den Fall des Menschen ist jeder

von uns den Versuchungen des Satans ausgesetzt. Je mehr wir diesen Versuchungen nachgeben, desto „fleischlicher, sinnlicher und teuflischer" werden wir (siehe Mosia 16:3). Die Sühne Christi bietet uns indes die Möglichkeit, als seine geistigen Söhne und Töchter von neuem geboren, von Sünde rein zu werden und die Kraft des ewigen Lebens zu empfangen. Ohne seine Sühne wären wir tatsächlich für immer verloren, während wir durch sie alles, was Gott hat, ererben können. Indem wir die Sühne verstehen lernen und indem unser Glaube an den Erretter zunimmt, werden wir durch Umkehr rein; der Heilige Geist begleitet uns, und so gewinnen wir an Selbstwertgefühl.

In Mosia 4 schildert König Benjamin, was sich in unserem Leben ändert, wenn wir unser Vertrauen fest auf die sühnende Macht des Erretters setzen. Wir haben dann, wie er sagt, nicht im Sinn, einander zu verletzen, sondern friedlich zu leben. Wir gehen in gerechter Weise miteinander um. Wir lassen die Bedürfnisse der Familie nicht unbeachtet. Wir lehren unsere Kinder, „auf den Wegen der Wahrheit und Ernsthaftigkeit zu wandeln; . . . einander zu lieben und einander zu dienen" (siehe Vers 11-15). Gibt es eine bessere Grundlage für eine vertrauens- und liebevolle Ehe?

Meine Schwester ist ein lebendes Beispiel dafür. Sie hat zwölf Kinder, und das allein ist eine überwältigende Aufgabe. Dazu kommt, daß die umfangreichen kirchlichen und beruflichen Verpflichtungen ihres Mannes ihn täglich viele Stunden lang von zu Hause fortführen, so daß die Kinderbetreuung zum Großteil auf ihr allein lastet. Sie hat die beruflichen Veränderungen ihres Ehemannes und die damit verbundenen Übersiedlungen und finanziellen Sorgen – nach weltlichen Maßstäben genug, daß eine Frau bitter wird und ihrem Mann Vorwürfe macht – gut verkraftet und ist dabei fröhlich und optimistisch geblieben. Nicht ein einziges Mal habe ich von ihr ein Wort des Selbstmitleids oder der Kritik gehört.

Wie schaffst du das? habe ich sie gefragt. Sie sagte, ihr sei schon vor langer Zeit bewußt geworden, daß es an ihr selbst und an sonst niemandem liege, ob sie glücklich sei oder nicht; sie schöpfe ihre Kraft aus ihrem beständigen Zeugnis vom Erretter. Ihr Glaube an ihn lasse sie an allem Freude finden, was das Leben ihr bringt.







Vertrauen entwickeln

Und wenn man nun feststellt, daß es in der eigenen Ehe zu wenig Vertrauen gibt? Vielleicht sagt jemand: „Ich weiß, ich sollte auf die Fähigkeiten und das Urteilsvermögen meines Partners vertrauen – aber ich habe dieses Vertrauen einfach nicht." Oder: „Ich bemühe mich ja, die Ehe positiv zu sehen, aber ich muß mich so sehr über meinen Partner ärgern – ich kann nicht anders." Wie kann man Vertrauen schaffen, wo keines ist?

„Glaube heißt nicht, daß man eine vollkommene Kenntnis von etwas hat", sagt Alma. „Aber siehe, wenn ihr eure Geisteskraft weckt ... und zu einem kleinen Teil Glauben ausübt, ja, wenn ihr nicht mehr tun könnt, als daß ihr den *Wunsch* habt zu glauben, dann laßt diesen *Wunsch* in euch wirken, ja, bis ihr ... glaubt." (Alma 32:21-27.) Diese Worte deuten auf eine Möglichkeit hin, Vertrauen zu entwickeln – Selbstvertrauen ebenso wie Vertrauen in den Partner und in den Erretter. Man beginnt mit dem Wunsch, vertrauen zu können. Durch das, was man tut und sagt, kann man diesen Wunsch wachsen lassen: Man zeigt dem Partner, daß man ihn achtet; man kann ihn bei Entscheidungen um seinen Rat fragen und danach handeln; man kann sich gegenüber anderen positiv über den Partner äußern und ihn in seinem Tun und in seinen Interessen unterstützen. Dann dauert es nicht lang, und die Saat, die man gesät hat, geht auf und gedeiht und trägt reiche Frucht: Man erfreut sich einer guten Ehe. Ich weiß, daß es funktioniert – ich habe es in meiner Ehe selbst ausprobiert.

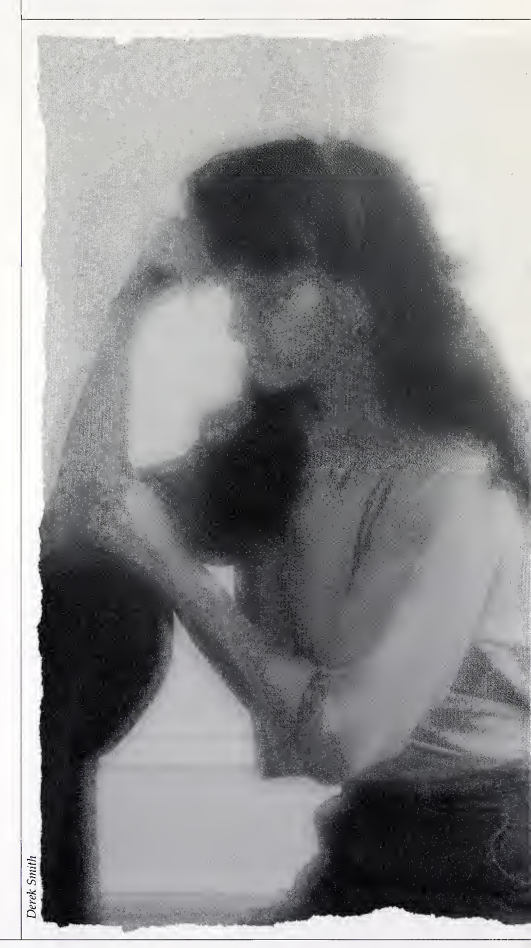
An den Wunsch, zu vertrauen, knüpft sich die Verantwortung, Vertrauen zu ernten. Wenn unser ganzes Tun und unsere innere Haltung lauter und unsere Absichten gut sind, ist nicht nur der Ehepartner geneigt, einem zu vertrauen, sondern man gewinnt auch an Selbstvertrauen und daher an Vertrauen in den Partner. Ich habe durch Vertrauen auf die Sühne des Erretters gelernt, auf mich selbst zu vertrauen; und indem ich auf meinen Mann und auf unsere Ehe vertraue, kann ich Vertrauen in die Verheißungen entwickeln, die der Herr durch seine Propheten gegeben hat. Präsident Spencer W. Kimball etwa hat gesagt:

„Es ist zwar nicht einfach, eine Ehe zu führen – unharmonische Ehen voller Enttäuschung sind ja häufig genug; dennoch ist es möglich, wahrhaftig und dauerhaft glücklich zu sein, ja, die Ehe kann ein für den Menschen unvorstellbares Maß an Glück und Freude bedeuten. ... Es steht fest, daß fast jeder gute Mann und jede gute Frau glücklich sein und eine gute Ehe führen können, vorausgesetzt, beide sind bereit, den Preis dafür zu zahlen." (*Marriage and Divorce*, Salt Lake City, 1976, Seite 16.) □

Christie H. Frandsen ist Mitglied der Gemeinde La Canada 1 im Pfahl La Crescenta-Kalifornien.

A. LaVar Thornock

IN KRI



Derek Smith

SENZEITEN

Tagtäglich kommt es zu unzähligen Krisensituationen. Wir erfahren davon durch Rundfunk und Fernsehen oder erleben sie im Bekanntenkreis mit. Oft mag es einfach erscheinen, mit solchen Krisen fertigzuwerden, vor allem, wenn man nicht selbst davon betroffen ist. Erlebt man jedoch persönlich eine Krise, so sieht die Sache schon schwieriger aus.

Wenn ich selbst Schwierigkeiten habe oder wenn mich jemand, der in Schwierigkeiten geraten ist, um Rat fragt, empfinde ich die folgenden Gedanken als große Hilfe. Nicht, daß sie Schmerz und Leid lindern oder Prüfungen fernhalten könnten, aber sie können einem Kraft spenden.

IN DIESEM LEBEN GLÜCKLICH SEIN

Um Prüfungen ertragen zu können, müssen wir zunächst eines begreifen: Der Herr möchte, daß wir sowohl in diesem als auch im künftigen Leben glücklich sind. Nach mühseligen Jahren in der Wildnis und auf dem Meer erinnerte Lehi seine Kinder: „Adam fiel, damit Menschen sein können, und Menschen sind, damit sie Freude haben können." (2 Nephi 2:25.)

Joseph Smith, der viel Schweres durchmachte, schrieb: „Glücklich zu sein ist der Zweck und die Absicht unseres Daseins, und dieses Ziel wird auch erreicht werden, wenn wir dem Pfad folgen, der dahin führt. Dieser Pfad heißt Tugend, Untadeligkeit, Glaubenstreue, Heiligkeit und daß man sämtliche Gebote Gottes befolgt." (*Lehren des Propheten Joseph Smith*, Seite 260.)

Das Leben beschert uns zwar Kummer und Ungerechtigkeit, aber der Herr erwartet nicht, daß wir tatenlos hinnehmen, was uns bedrückt. Wir müssen begreifen, daß uns das Evangelium schon jetzt und nicht erst im Jenseits Freude bringen kann.

WIR MÜSSEN GEPRÜFT WERDEN

Zweitens müssen wir verstehen, daß Prüfungen ein wesentlicher Teil des Errettungsplanes sind. Sie tragen dazu bei, daß wir uns auf die Erhöhung in der Ewigkeit vorbereiten. Josef von Ägypten, Mose, Ijob, Joseph Smith, ja, selbst der Erretter mußten erprobt und geprüft werden; für uns gilt das ebenso. Innere Stärke und Reife resultieren daraus, daß man Widerstand überwindet (siehe 2 Nephi 2:11-29). Orson F. Whitney hat treffend gesagt:

„Kein Schmerz, den wir erleiden, keine Prüfung, die uns auferlegt wird, ist vergebens, sondern dient der Persönlichkeitsbildung und dazu, daß wir Eigenschaften wie Geduld, Glauben, Stärke und Demut entwickeln. Alles, was wir erleiden und ertragen, vor allem, wenn wir es mit Geduld ertragen, stärkt den Charakter, macht das Herz rein, erweitert die Seele und macht, daß wir feinfühliger werden, den Nächsten mehr lieben und eher würdig sind, Kinder Gottes zu heißen. . . . Gerade durch Kummer und Leid, Mühe und Drangsal lernen wir, was zu erlernen wir hierhergekommen sind und was uns dem Vater und der Mutter im Himmel ähnlicher werden läßt." (*Faith Precedes the Miracle*, Salt Lake City, 1972, Seite 98.)

Auf einer Vortragsreise fiel mir vor einiger Zeit auf, daß eine der anderen Vortragenden an drei aufeinanderfolgenden Tagen zu meinem Vortrag über Unglück gekommen war. Nach dem drittenmal sagte sie zu mir: „Ich mache mir Sorgen, weil ich noch nie eine wirkliche Prüfung zu bestehen hatte. Es wird mir beinah Angst bei dem Gedanken."

Wir unterhielten uns eine Weile darüber, daß wir keinen Einfluß darauf haben, wann uns Prüfungen treffen, sondern nur darauf, wie wir dann reagieren. Ich sagte, wir müßten uns nicht um Prüfungen bemühen; jeder bekäme im Lauf des Lebens sein Teil davon. Und obwohl uns zugesichert sei, daß der Herr von uns nicht mehr fordere als wir bewältigen können (siehe 1 Korinther 10:13), müßten wir uns doch dafür wappnen, indem wir uns bemühen, den Plan des Herrn wirklich zu verstehen, und indem wir genügend Glauben entwickeln, um mit Krisen fertigzuwerden.

Diese Frau ahnte nicht, wie bald sie auf das schwerste geprüft werden würde. Wenige Monate später nämlich standen sie und ihr Mann vor dem Sarg ihres einzigen Sohnes. Während ihre Freunde den Tod des Kindes betrauerten, das bei einem Unfall auf der Farm ums Leben gekommen war, war es gerade die Mutter, die ihnen Trost zusprach. Freilich trauerten auch sie



Krankheit trifft jeden, ob schuldig oder unschuldig, gleichermaßen. Dann gibt es auch den Fall, daß uns durch das Verschulden anderer ein Leid trifft. Man kann durch einen alkoholisierten Autofahrer oder als Opfer eines Verbrechens zu Schaden kommen. Es wäre ein schwerer Irrtum, für solches Leid Gott verantwortlich zu machen.

und ihr Mann, aber sie machten weder Gott noch irgendeinem Menschen einen Vorwurf und reagierten auch nicht bitter, sondern bewiesen eine ruhige Stärke, die sie dem Geist verdankten.

KRISEN EFFIZIENT BEWÄLTIGEN

Mit dem Erlebnis dieser Frau steht etwas in Zusammenhang, was uns – und das ist unser dritter Gedanke – ebenfalls klar sein muß: Wir bewältigen unsere Krisen effizienter, wenn wir ein festes Zeugnis von Jesus Christus und vom wiederhergestellten Evangelium haben. Elder Marion D. Hanks vom Ersten Kollegium der Siebzig schreibt: „Um Drangsal und Prüfung, Trennung und Kummer, Not und Schwierigkeiten kommen wir nicht ganz herum. Aber mit Glauben, Verständnis und Mut können wir, was den Geist des Herrn betrifft, wahrhaftig ‚gedeihen'." (*Messages of Inspiration*, Salt Lake City, 1957, Seite 319.)

Wenn wir unser Zeugnis auf den Felsen des Evangeliums gebaut haben, können wir sicher sein, daß Krisen unser Wachstum eher begünstigen als behindern.

DIE URSACHEN FESTSTELLEN

Viertens müssen wir verstehen, daß viele Menschen unnötig leiden, weil sie die wahren Ursachen ihrer Krisen nicht erkennen. Manche Menschen meinen, alle ihre Probleme seien auf ihre Sünden zurückzuführen. Andere schieben die Schuld auf Gott und wenden sich in Bitterkeit von ihm ab. Bevor man in wirksamer Weise mit Drangsal umgehen kann, muß man die Wurzel des Übels erkennen.

Fast alle Krisen lassen sich einer von fünf Kategorien zuordnen: 1. Naturkatastrophen, 2. Krankheit und Schmerz, 3. die Fehler anderer, 4. Sünden, die wir selbst begehen, das heißt, unsere eigene Schlechtigkeit, 5. von Gott verordnete Prüfungen. Nicht immer lassen sich diese Ursachen voneinander trennen oder auch nur klar erkennen. Aber allein die Erkenntnis, daß höhere Gewalt im Spiel ist, kann einem Schuldgefühle ersparen und einen veranlassen, sich um Hilfe an Gott zu wenden.

Viele unserer Krisen sind schlichtweg auf den Umstand zurückzuführen, daß wir in einer Welt leben, in der Unfälle vorkommen und in der physikalische Gesetze gelten. Es wäre ein schrecklicher Fehler zu meinen, viele oder gar alle Naturkatastrophen wie Erdbeben, Überschwemmungen oder Wirbelstürme seien Folgen von Sünden der Opfer.

Auch Krankheit trifft jeden gleichermaßen. Es wäre ein ebenso schwerer Fehler, Gott die Schuld für alle Krankheit zu geben, wie es falsch wäre, ihn für Naturkatastrophen verantwortlich zu machen. Gewiß können manche Krankheiten die Folge von Sünde sein, aber die meisten Menschen werden krank, weil unser irdischer Körper eben Schmerzen, Krankheit und Tod unterworfen ist.

Dann gibt es auch den Fall, daß wir infolge der Handlungen anderer leiden. Man kann durch einen alkoholisierten Autofahrer oder als Opfer eines Verbrechens oder Machtmißbrauchs zu Schaden kommen. Der Erretter hat gelehrt, daß es unschuldige Opfer gibt (siehe Matthäus 18:6,7), aber auch, daß wir Böses nicht vergelten sollen (siehe Matthäus 5:38-44). Wir sollen vielmehr so sein wie Josef, der Sohn Jakobs, der, obwohl er von seinen eifersüchtigen Brüdern als Sklave verkauft worden war, seine Brüder immer noch liebte und ihnen verzieh. Er war bereit, seine neue Situation zu akzeptieren und weiterzuleben, und viele Jahre später wußte er, daß der Schaden, der ihm damals zugefügt worden war, letztlich dem Zweck gedient hatte, die Absichten des Herrn zu verwirklichen. Ihm war wohl auch klar, daß Bitterkeit und eine nachtragende Haltung womöglich schlimmeren Schaden anrichten als das ursprünglich erlittene Unrecht.

Auch wenn unser Leid oft nicht selbstverschuldet ist, gibt es doch Situationen, wo wir infolge eigener Fehler und Sünden Kummer erleiden. Sind eigene Sünden die Ursache, so gibt es eine Möglichkeit, wieder glücklich zu werden: Man kann umkehren. Wenn man hingegen seine Fehler zu rechtfertigen sucht oder rebelliert, verschafft man sich zwar vorübergehend Erleichterung und Erfolgsgefühle, aber das Problem ist damit nicht behoben. Heilung findet man nur, wenn man mit gebrochenem Herzen und zerknirschtem Geist zu Christus kommt und sich um Vergebung bemüht.

Das Leben beschert uns zwar Kummer und Ungerechtigkeit, aber der Herr erwartet nicht, daß wir tatenlos hinnehmen, was uns bedrückt.

ES GIBT HILFE

Der letzte Punkt ist vielleicht der wichtigste: Wir müssen uns bewußt sein, daß es Hilfe gibt, und wir müssen sie in Anspruch nehmen. Nur selten, wenn überhaupt, ist jemand imstande, eine schwere Krise ohne Hilfe zu bewältigen. Wenn wir mit einer kritischen Situation konfrontiert sind, müssen wir wissen: Der Herr gibt uns Kraft und führt uns, wenn wir uns nur an ihn wenden. Das ist schließlich eine der grundlegenden Aussagen der heiligen Schrift.

Ich hatte einmal ein Erlebnis, das mich lehrte, wie wichtig es ist, den Herrn um Hilfe zu bitten. Es war im Januar 1952, während des Koreakrieges. Mein Bataillon hatte stundenlang an den Geschützen gestanden. Endlich trat eine Kampfpause ein, und wir legten uns im Bunker zur Ruhe. Bald war ich fest eingeschlafen.

Das nächste, woran ich mich erinnere, war jemand von der Poststelle, der plötzlich neben mir stand und mir einen Brief von meinem Bischof in die Hand drückte. Mein Vater sei operiert worden, las ich, und er habe Darmkrebs. Man erwarte, daß er noch höchstens zwei Wochen lebte. Der Bischof teilte mir mit, man habe bereits meinen Heimflug arrangiert und ich solle mich mit dem Roten Kreuz in Verbindung setzen.

Ich ging mit dem Brief zu einem Vertreter des Roten Kreuzes, der sich davon überzeugen wollte, ob es um meinen Vater wirklich so schlecht stand. Als die Verbindung zustandekam, teilte man ihm jedoch mit, mein Vater sei bereits verstorben. Im Hinblick darauf, sagte man mir, sei es nicht mehr sinnvoll, mich nach Hause zu schicken.

Als ich zu meiner Einheit zurückkam, wurde schon wieder geschossen. Ich war voll Zorn und Bitterkeit und fühlte mich zutiefst verletzt. In meiner Verzweiflung ging ich unbemerkt in ein kleines Wäldchen in der Nähe und fiel auf die Knie. Ich flehte zum Herrn, er möge mich von diesen schrecklichen Gefühlen befreien, und bald überkam mich eine innere Ruhe, wie ich sie noch nie erlebt hatte. Mein ganzer Körper war davon erfüllt, und ich hatte die Gewißheit: Alles ist gut.

Dieses Erlebnis half mir zwanzig Jahre später, als meine Frau und ich vor der Intensivstation der Klinik unserer Stadt standen. Wir hatten bereits stundenlang gewartet, während mehrere Ärzte unsere sechzehnjährige Tochter untersuchten. Sie war in einem Autounfall schwer verletzt worden. Unser Bischof mit seiner Frau und der Pfahlpräsident mit seiner Frau waren ebenfalls da.

Dann trat ein Arzt aus dem Röntgenzimmer, und die Stimme versagte ihm beinahe, als er uns mitteilte, das Rückenmark unserer Tochter sei durchtrennt und sie würde nie wieder gehen können. Meine Frau und ich schlossen einander in die Arme, und sie schluchzte: „O nein, nein, nein!" Unsere Freunde weinten mit uns.

Später, auf dem Heimweg, fragten wir uns, wie wir es unserer Tochter beibringen sollten. Wir fragten uns auch, ob es für sie nicht besser gewesen wäre, wenn der himmlische Vater sie aus diesem Leben abberufen hätte. Ein paar Stunden später fuhren wir zurück in die Klinik. Als ich mich über meine Tochter beugte, um ihr zu sagen, wie es um sie stand, konnte ich die Tränen nicht zurückhalten.

Sie schlug die Augen auf, streckte mir die Arme entgegen und sagte: „Weine nicht, Papa. Schau, ich kann die Arme bewegen, mein Herz schlägt, ich kann denken. Laufen und springen kann ich noch eine ganze Ewigkeit lang."

Welch ein Segen, Mitglied der Kirche Christi zu sein! Die heiligen Schriften und das Evangelium schenken uns die Einsicht und Hilfe, die wir brauchen, um unsere Krisen zu bewältigen. Wir haben Führer, die uns zur Seite stehen und uns in seelischer und materieller Hinsicht helfen. Vor allem aber spendet uns der himmlische Vater durch den Heiligen Geist Trost und Sicherheit. Seine Liebe für uns ist groß: Er ließ zu, daß sein einziggezeugter Sohn bis zum Tode für unsere Sünden litt, damit wir zu ihm zurückkehren können (siehe Johannes 3:14-17). Daß Gott und sein Sohn uns helfen, darauf können wir tatsächlich vertrauen. □

A. LaVar Thornock ist Vorstand des Religionsinstituts an der Brigham-Young-Universität Hawaii.





BESUCHSLEHRBOTSCHAFT

WEIDE MEINE LÄMMER

Ziel: Den Schwestern erkennen helfen, wie wichtig es ist, jeden in die Gemeinschaft aufzunehmen.

Nachdem der Erretter auferstanden war, nahm er gemeinsam mit seinen Aposteln am Ufer des Sees Gennesaret ein Mahl zu sich. Als sie gegessen hatten, sagte Jesus zu Petrus: „Liebst du mich?" (Johannes 21:15.)

Dreimal fragte der Erretter Petrus, ob er ihn liebe. Und jedesmal, wenn Petrus ihn seiner Liebe versicherte, sagte der Erretter: „Weide meine Lämmer!" oder „Weide meine Schafe!" (Vers 15-17.)

Diese Worte sollten uns allen tief ins Herz gepflanzt sein. Die Lämmer des Herrn zu weiden ist, wie Petrus erfuhr, unsere heilige Pflicht, unser Auftrag von Gott.

Die FHV-Präsidentin Barbara W. Winder berichtet von einer Schwester, deren Freundin die Mutter verloren hatte. Die Schwester war sich nicht sicher, wie sie ihrer trauernden Freundin helfen konnte, und fragte den Herrn, was sie tun solle. Die Antwort war: „Geh einfach hin."

Der Besuch brachte der Freundin Trost, und sie beteten gemeinsam. Die trauernde Schwester sagte später, sie habe dankbar empfangen, was die Freundin ihr gebracht habe, nämlich den Frieden, den sie brauchte.

Jeder von uns hat seine Last zu tragen. Manche von uns sind mit bedrückenden persönlichen oder familiären Schwierigkeiten konfrontiert; andere müssen mit Krankheit, mit einer Behinderung oder in finanzieller Unsicherheit leben. Viele sind einsam. Manche fühlen sich von der Aufgabe überfordert, mit kleinen Kindern fertigzuwerden. Wieder andere, die weder einen Ehemann noch Kinder haben, sehen womöglich keinen Sinn im Leben.

Es ist uns geboten worden, „einer des andern Last zu tragen, damit sie leicht sei" (Mosia 18:8). Es ist wirklich so: Wenn man einem anderen mit seiner Last hilft, wird oft die eigene Last leichter, und wir sehen unsere Prüfungen im richtigen Licht.

Ein Ehepaar war völlig verzweifelt, als ihr erstes Kind behindert zur Welt kam. Ihr Glaube an die Liebe des himmlischen Vaters geriet ins Wanken; sie befürchteten, von anderen abgelehnt zu werden, zogen sich von der Kirche und der Gesellschaft zurück, und schließlich litt auch ihre Ehe.

Die Mutter dieses Kindes hatte einen Tiefpunkt erreicht, da zog im Nebenhaus eine Schwester ein, die Jahre zuvor ein Kind verloren hatte. Sie hatte Verständnis dafür, was ihre Nachbarin bedrückte. Sie half ihr die Zuversicht wiederfinden, die sie brauchte, damit sie ihre Verzweiflung überwinden, in der Kirche wieder voll aktiv werden und ihren Mann und ihr Kind lieben und akzeptieren konnte.

Je mehr Liebe wir geben, desto größer wird unsere Fähigkeit, zu lieben. Indem wir die Lämmer des Herrn weiden, werden wir selbst satt – erfüllt von Frieden und Freude. ☐

Anregungen für die Besuchslehrerinnen

1. Besprechen Sie Möglichkeiten, wie man lernen kann, die Bedürfnisse anderer Menschen wahrzunehmen, und wie man Zeit finden kann, anderen zu helfen.

2. Schildern Sie, wie Sie selbst jemandem geholfen haben, seine Last zu tragen, oder wie jemand Ihnen geholfen hat, oder bitten Sie die Schwester, die Sie besuchen, so ein Erlebnis zu schildern. Wie hat das Interesse am Mitmenschen, das dabei zum Ausdruck gebracht wurde, allen Beteiligten geholfen?

(Siehe Leitfaden *Der Familienabend – Anregungen und Hilfsmittel*, Seite 121-125, 131-134, 138-142 für weitere Informationen.)



Ron Peterson

ICH WERDE GEISTLICHER

Ich dachte mir: „Was sind Mormonen?"
Ich hatte mich schon mit etlichen Religionen beschäftigt,
aber davon hatte ich noch nie gehört.

Robin K. Beggs

Ich war noch Schüler, als ich stolz vor einer kleinen Methodistengemeinde stand und eine Rede hielt, mit dem Titel: „Den Anforderungen des Lebens gerecht werden". Nach dem Gottesdienst drückten mir die Gemeindemitglieder die Hand und ermunterten mich, mich weiter mit Religion zu befassen. Später an diesem frischen Herbsttag machte ich einen Spaziergang und dachte mir: „Vielleicht sollte ich *wirklich* Geistlicher werden."

Es war nicht das erstemal, daß ich vor einer Gemeinde geredet hatte, noch sollte es das letztemal sein. Ich habe mich schon früh im Leben für Religion interessiert, und dieses Interesse wurde geradezu zur Besessenheit, weil mir die Aussicht auf den Tag des Gerichts Angst machte. In der Einleitung zu einem Schulaufsatz über den Beruf des Geistlichen schrieb ich: „Seit Ende meines ersten Jahres an der High School ziehe ich in Betracht, Geistlicher zu werden."

Damals dachte ich an eine jahrelange Ausbildung an einer Universität und im Priesterseminar.

Ich war ein guter Schüler und ein guter Sportler und war in der Footballmannschaft unserer Schule. Ich spielte im Schulorchester und wurde zum Schulsprecher gewählt. Aber in meinem Leben sollte sich manches grundlegend ändern. Aus den folgenden Tagebucheintragungen geht hervor, was geschah.

Letztes Schuljahr. Ich habe mich mit einer Reihe von Kirchen beschäftigt, um mehr über das Christentum zu erfahren, und dabei festgestellt, daß in einigen die Ausbildung zum Geistlichen nicht übertrieben lang ist. Zuletzt habe ich ein Bibelcollege besucht und herausgefunden, daß ich nach vier Jahren die Priesterweihe empfangen kann. Nach weiteren zwei Jahren könnte ich eine eigene Gemeinde zugeteilt bekommen. Ich habe beschlossen, nächstes Jahr, wenn ich aus der High School komme, an das Bibelcollege zu gehen, obwohl ich dann ein Stipendium an einem andern College aufgeben muß.

Zwar werden auch dort interessante Fächer angeboten, aber ich habe das Gefühl, daß dem College irgend etwas fehlt. Auch in meinem persönlichen Leben fehlt etwas. Wann werde ich endlich inneren Frieden finden?

Kurz vor dem High-School-Abschluß. Religion wird für mich immer weniger wichtig. Ich bin nicht mehr so sicher, was ich eigentlich will. Tief im Innersten fühle ich mich wegen irgend etwas schuldig. Ich ärgere mich über mich selbst, wenn ich etwas falsch mache. Trotzdem trinke und rauche ich hier und da. Als ich zum erstenmal Alkohol trank, waren meine Schulkameraden mehr um meine sportliche Leistung als um meine religiösen Ziele besorgt.

Neue Pläne. Ich habe gerade ein Stipendium am Dodge City College zugesagt bekommen, wenn ich für die dortige Footballmannschaft spiele. Das College ist ganz in der Nähe. Eigentlich möchte ich lieber weiter weg studieren, aber das Stipendium wäre natürlich eine große Hilfe. Ich habe schon einmal ein Stipendium aufgegeben, weil ich Geistlicher werden wollte – aber damit hat es ja nun keine Eile.

Sommer. Ich arbeite im Freizeitzentrum von Dodge City und spiele in einer Baseballmannschaft. Nicht selten arbeite ich den ganzen Tag, fahre dann mit der Mannschaft zu einem Spiel, komme um zwei Uhr mor-

gens nach Hause und stehe bereits um sieben wieder auf, um zur Arbeit zu gehen.

Was ist nur mit mir los? Ich habe einen ungewöhnlichen Sommer erlebt. Ich bin nicht oft zur Kirche gegangen. Ich lese viel und schreibe auch. Religion befriedigt mich nicht recht. Das mag freilich auch an mir selbst liegen.

Die Bibel. Ich ziehe immer noch eine Ausbildung am Bibelcollege in Betracht, weil ich dort sehr rasch Geistlicher werden kann. Einmal habe ich in der Sonntagsschule gesagt, wir sollten wieder mehr die Bibel predigen. Aber ein Mann hat eingewendet, die Geistlichen sollten sich um heutige Belange kümmern und zeitgemäße Bibelauslegungen verwenden. Sein Einwand macht mich nur noch verwirrter. Die Auffassungen bekannter Religionsführer darüber, was die Bibel aussagt und welcher Platz ihr in der heutigen Zeit zukommt, gehen auseinander.

Am College. Hin und wieder bete ich noch. Ein paarmal habe ich gesagt: „Herr, zeig mir den Weg, wenn es für mich einen Weg gibt."

Ende des Semesters. Mein erstes Semester am College ist zu Ende, und ich bin als bester Student meines Jahrgangs geehrt worden. Letzte Nacht habe ich im Bett gelegen und überlegt, wie wenig Zeit ich doch meinem Studium widme. Ich mußte lachen und dachte: „Das habe ich alles ohne Gott geschafft."

Ein Mädchen – sie ist Mormonin. An einem der letzten Abende habe ich ein Mädchen kennengelernt, eine Mormonin. Ich dachte mir: „Was sind Mormonen?" Ich hatte mich schon mit etlichen Religionen beschäftigt, aber davon hatte ich noch nie gehört.

Das Buch Mormon. Das Wochenende habe ich mit meiner Familie verbracht. Ich habe meine Mutter gefragt, ob sie irgend etwas über die Mormonen wisse. Sie meinte, im Bücherregal müsse eine Broschüre sein. Sie fand die Broschüre und auch ein altes Buch. Das lese ich jetzt – es ist das Buch Mormon oder die Mormonenbibel, wie meine Mutter es nennt.

Ende eines Abends zu zweit. In den letzten sechs Monaten bin ich mit keinem Mädchen regelmäßig ausgegangen – erst jetzt wieder mit Janet. Heute abend gingen wir zuerst aus, dann unterhielten wir uns, und es kam das Thema Religion zur Sprache. Ich erzählte ihr von meinen unbestimmten Plänen hinsichtlich des geistlichen Dienstes und stellte fest: „Jede Kirche hat irgendeinen Haken."



Die Lektionen waren für mich buchstäblich eine Offenbarung. Das Evangelium umfaßt viele Lehren, an die zu glauben ich im Lauf der Jahre begonnen hatte.

Sie entgegnete sehr bestimmt: „Meine nicht."

„Ach nein? Dann erzähl mal", sagte ich. Es ist nicht das erstemal, daß ein Mädchen mich für eine bestimmte Kirche gewinnen möchte. Aber das Leuchten in Janets Augen, ihr Strahlen – das ist Reinheit, zweifellos.

Ich erzählte ihr, daß ich gerade das Buch Mormon lese, und sie schlug vor, ich solle mit den Missionaren reden. Ich hätte nichts dagegen, meinte ich.

Am Montag darauf. Heute abend war etwas Seltsames. Ich arbeite doch jeden Abend im Freizeitzentrum, aber als ich diesmal hinkam, sagte mir Mister Braddock, ich würde heute nicht gebraucht. Zum Lernen hatte ich keine Lust, also rief ich Janet an und fragte sie, ob sie nicht mit mir ausgehen wolle. Sie sagte, ich solle zu ihr kommen, sie erwarte nämlich die Missionare. Die Zusammenkunft war schon vor meinem Anruf arrangiert worden, obwohl ich montags immer arbeite.

Die Begegnung. Während ich bei Janet auf die Missionare wartete, stellte ich mir vor, es würden zwei betagte Herren mit grauem Bart und womöglich mit schwarzem Hut anklopfen. Ich staunte, als die „Ältesten" sich als zwei junge Männer ungefähr in meinem Alter entpuppten. Es war wirklich ein geistiges Erlebnis, von ihnen zu lernen.

Das Interview. Heute abend hatte ich mein Taufgespräch. Ich brachte eine schriftliche Einverständniserklärung meines Vaters mit. Er hat früher Heilige der Letzten Tage gekannt, und er sagt, man muß Missionar werden, wenn man dieser Kirche beitritt. Ich sagte zum Distriktsleiter, die Lektionen seien für mich buchstäblich eine Offenbarung gewesen. Mir ist, als hätte ich das alles schon einmal gehört. Das Evangelium umfaßt viele Lehren, an die zu glauben ich im Lauf der Jahre begonnen habe, etwa, daß es den Vater im Himmel wirklich gibt und daß er um uns besorgt ist. Die Lektionen habe ich in so kurzer Zeit hinter mich gebracht, daß ich nun auf den vereinbarten Tauftermin warten muß.

27. April. Heute abend bin ich getauft worden. Meine Angehörigen kamen zum Taufgottesdienst, und auch viele Gemeindemitglieder waren da. In meinem ganzen Leben habe ich mich nie so rein gefühlt. Erstaunlich auch, wie herzlich die Mitglieder in dieser Kirche sind.

Nur wenige haben Interesse. Ich dachte sogleich an Dutzende meiner Freunde, die sich nun bestimmt ebenso der Kirche anschließen würden. Sie müßten nur, wie ich, davon erfahren. Aber ich habe mich getäuscht. Ich weiß, daß die meisten meiner Freunde mich wegen meiner hohen Ideale achten; bei einigen muß ich mich nun allerdings wie der Apostel Paulus fragen: „Bin ich also euer Feind geworden, weil ich euch die Wahrheit sage?" (Galater 4:16.)

Abendmahlsversammlung. Heute kam meine Familie zur Abendmahlsversammlung. Nach der Versammlung ging ich mit den Missionaren zu meinen Eltern. Nach der ersten Lektion wollte Elder Johnson einen weiteren Termin vereinbaren, um meine Familie zu belehren.

„Warum nicht gleich jetzt?" fragte meine Mutter.

Also folgte auch gleich die zweite Lektion. Dann mußte mein Vater fort, sich um die Farm kümmern. Mutter bereitete schnell das Abendessen. Vater kam nach einer Stunde zurück und aß, und dann folgte die dritte Lektion. Drei an einem einzigen Abend!

27. Juli. Heute abend habe ich meine Familie getauft. Es ist genau drei Monate her, daß ich mich der Kirche angeschlossen habe. Nun ist unsere Familie endlich vereint. Als ich Mutter aus dem Wasser hob, fiel sie mir um den Hals und weinte Freudentränen. Wir haben die größte Segnung empfangen, die es im Leben gibt.

Eine Missionsberufung. Wie aufgeregt ich bin! Als ich heute vom College nach Hause kam, war da ein Brief von der Ersten Präsidentschaft. Ich riß ihn sogleich auf und las, daß ich nach Kalifornien gehe. Ich weinte vor Freude. Ich fühle mich so unbedeutend vor dem Herrn und frage mich: „Warum gerade ich?" Die Segnungen Gottes sind einfach nicht faßbar.

Das Wichtigste. In den ersten beiden Studienjahren war ich sehr erfolgreich. Ich hatte an einem sechshundert Kilometer entfernten Bibelcollege studieren wollen, habe meine Pläne jedoch geändert und die Wahrheit ganz in der Nähe gefunden. In einer Woche gehe ich nun auf Mission, um dem Herrn zu dienen. Ich trete also tatsächlich in den geistlichen Dienst ein.

Siegelung im Tempel. Heute wurde ich für Zeit und Ewigkeit an meine Eltern gesiegelt.

Eheschließung im Tempel. Janet und ich haben heute morgen im Salt-Lake-Tempel geheiratet. Ich danke Gott dafür, daß dieses Mädchen so vollständig nach dem Evangelium gelebt hat, daß ich den Unterschied zwischen ihr und anderen jungen Leuten anziehend fand und zum Evangelium hingeführt wurde. Ich ermuntere jetzt meine Geschwister, sich ebenfalls dahin führen zu lassen. Das Evangelium funktioniert nämlich wirklich. □

DIE SCHABLONE

Elder J. Thomas Fyans
vom Ersten Kollegium
der Siebzig

Als Junge half ich in der Schmiede meines Vaters mit. Eines Tages gab mir mein Vater einen Stahlblock mit drei Bohrungen, den ich als Schablone benutzen sollte. Mit großer Sorgfalt begann ich, die drei Löcher auf mehrere Blöcke zu übertragen.

Ich wollte es meinem Vater recht machen und bohrte jedes Loch sehr exakt. Schließlich kam er zu mir, um meine Arbeit zu begutachten. Er maß die Bohrungen nach, sah mich stirnrunzelnd an und sagte: „Das ist nicht so exakt, wie es sein sollte. Laß mal sehen, wie du's gemacht hast." Ich nahm einen neuen Stahlblock und legte darauf, Kante auf Kante, ein bereits gebohrtes Werkstück. Sofort sagte mein Vater: „Ich sehe schon, was du falsch machst. Du darfst immer nur durch die Originalschablone bohren, die ich dir gegeben habe."

Obwohl ich so sorgfältig wie nur möglich gearbeitet hatte, waren die Löcher jedesmal ein wenig versetzt, weil nicht die Originalschablone verwendet worden war, die mir der Vater gegeben hatte.

Der Erretter berichtet uns von einer Originalschablone, von einer zeitlosen, liebevoll geschaffenen Vorlage, die uns zeigt, wie wir zum Vater im Himmel zurückkehren können. Er spricht vom „Buch Mormon, worin die Wahrheit und das Wort Gottes enthalten ist – und das ist mein Wort" (LuB 19:26,27). Durch direkte Offenbarung sagte der Herr zu den drei Zeugen des Buches Mormon: „So wahr euer Herr, ja, euer Gott lebt, ist es wahr." (LuB 17:6.) In seiner Liebe hat der himmlische Vater seinen Kindern durch seinen Sohn Jesus Christus diese Schablone gegeben, damit sie wissen, wie sie zu ihm zurückkehren können.

Naturgesetze wie das Gesetz der Schwerkraft sind unveränderlich; unsere Definition solcher Gesetze ändert sich jedoch in dem Maß, in dem die Wissenschaft Erkenntnisse über ihr Wirken gewinnt. Auch geistige Gesetze sind unveränderlich. Was für ein Leben wir führen, hängt davon ab, wie gut wir diese Wahrheiten verstehen. Wenn wir einen wahren Grundsatz aus dem Buch Mormon oder aus einer anderen Quelle lesen oder hören, erwacht in uns hoffentlich der Wunsch, diesen Grundsatz zu einem Teil unseres Lebens zu machen. Mit der Zeit können wir dann – siehe Alma 32 – die verheißene Frucht ernten, nämlich die Liebe Gottes. Dann wissen wir, daß das Prinzip, das Teil unseres Lebens geworden ist, wahr ist.

Wenn wir unser Leben geändert und mit der Originalschablone in Übereinstimmung gebracht haben, ernten wir die Segnungen, von denen es in ‚Lehre und Bündnisse' heißt, sie seien unwiderruflich verordnet (siehe LuB 130:20,21). Der Mensch mag versuchen, selbst Verhaltensregeln aufzustellen, aber die Originalvorlage, die ewigen Gesetze und die damit zusammenhängenden Segnungen, bleiben unveränderlich. Wenn wir uns nicht nach diesen ewigen Wahrheiten richten, bekommen wir im Leben auch die Folgen zu spüren, so, wie es sich auch bemerkbar macht, wenn wir Naturgesetze mißachten und beispielsweise nicht essen oder schlafen.

Ich verheiße Ihnen, daß Sie jedesmal, wenn Sie im Buch Mormon lesen, etwas lernen, und wahrscheinlich steht es in unmittelbarer Beziehung zu den Problemen, mit denen Sie gerade konfrontiert sind. Ich lade Sie ein: Seien Sie offen – sowohl mit dem Herzen als auch mit dem Verstand. Lassen Sie zu, daß der Geist zu Ihnen spricht und Sie belehrt. Das Erdenleben des Erretters und unser Erdenleben haben einen gemeinsamen Zweck, nämlich zu lernen. Er hat auf dieselbe Weise gelernt und die Welt überwunden wie wir: Zeile auf Zeile, Weisung auf Weisung. Und sein Evangelium liegt uns in dem Buch vor, das von ihm Zeugnis gibt: im Buch Mormon. □

Wenn wir einen wahren Grundsatz aus dem Buch Mormon lesen oder hören, erwacht in uns hoffentlich der Wunsch, diesen Grundsatz zu einem Teil unseres Lebens zu machen.



Dirk Douglass

Für das heiße Tropenklima von Rio de Janeiro war es ein ungewöhnlich kalter, regnerischer Samstagmorgen, aber die Begeisterung der jungen Leute war ungebrochen. Trotz des Regens kamen sie zusammen. „Wer wird Sieger des Monats?" war die Frage, die jeden bewegte, der zum Supersamstag des Pfahls Niteroi in Rio kam. Das Ringen um den Titel des Jahressiegers dauerte schon ein halbes Jahr, und noch immer lagen die einzelnen Teams ganz nah zusammen.

Spannung und Aufregung lagen in der Luft, als die Veranstaltung begann. Nachdem die Mannschaften Platz genommen hatten, begrüßte der Seminarbeauftragte Ramiro Martins die Jugendlichen. Mit einem Augenzwinkern erinnerte er sie an die Packung köstlicher Pralinen, die dem Sieger winkte. Dann ermahnte er sie in ernstem Ton, ein christliches Leben zu führen und sich dem Herrn zu weihen. „Die Jugend ist Israels Hoffnung", sagte er und blickte in die schwarzäugigen, braunen Gesichter. „Ihr seid Kinder Gottes und habt einen großen Auftrag. Wir wollen von heute an noch entschlossener sein, ein gutes Leben zu führen." Dann begann der Wettkampf.

Da 1988 das Alte Testament durchgenommen wurde, waren die Mannschaften nach den Stämmen Israels benannt. Wie in den Stämmen Israels steuerte auch in diesen Mannschaften jeder sein persönliches Talent in der Hoffnung bei, zum Sieg beizutragen. Der Stamm Juda war die Seminarklasse der Gemeinde Fonseca; Josef war die Gemeinde Niteroi und Manasse die Gemeinde Alcantara. Die Gemeinde Vermelho war nach Efraim benannt, die Gemeinde Sao Goncalo nach dem Stamm Levi und die Gemeinde Friburgo nach Benjamin. Es gab Punkte für die Anzahl von gewonnenen Runden, die Anzahl von Jugendlichen, die ihre heiligen Schriften dabeihatten, für die Anzahl von mitgebrachten Gästen, die nicht der Kirche angehörten, und für vollständige Anwesenheit.

Mit dem Overhead-Projektor wurde das Spielfeld für das erste Spiel projiziert: „Schiffe versenken." Es ging darum, zehn unsichtbare Schiffe zu orten und dann mit genügend Treffern zu versenken. Mit jeder richtigen Antwort konnte ein Schiff geortet werden. Sobald ein Schiff geortet war, begann das Wettrennen darum, wer es versenkte. Am Ende hatte der Stamm Juda die meisten Treffer und verbuchte den Sieg für sich.

Dann folgte eine Schriftstellenjagd, bei der die Seminarschüler beweisen mußten, wie schnell und zutreffend sie Schriftstellen im Alten Testament finden konnten. Es gab Einzel- und Mannschaftsrunden und eine Extrarunde für Nichtmitglieder, die sich dabei im Umgang mit der Heiligen Schrift übten. Der Stamm Josef beherrschte die Materie am besten und gewann sowohl die Einzelrunden als auch den Mannschaftswettbewerb. Das Üben und die fleißige Arbeit im Seminarunterricht hatten sich ausgezahlt.

„Ich gehe gern zum Seminar – man lernt dort mehr über die heiligen Schriften", sagt Sergio Teixeira Simoes, der Anführer der Siegermannschaft. Patricia Ribeiro Amim, die stolze Siegerin der Einzelrunde, verrät gern ihr Erfolgsrezept: Regelmäßige Anwesenheit im Seminarunterricht und Schriftstellenjagden mit der Familie.

„An den monatlichen Supersamstagen gibt es für die Jugendlichen Aktivitäten aller Art", sagt Iclea Couto Megre, die Seminarlehrerin der Gemeinde Niteroi. „Jeden Monat setzen wir uns neue Ziele, für deren Erreichung es am Jahresende Punkte gibt." Am Supersamstag im Mai lernten beispielsweise die Jugendlichen, wie man das Genealogie-Archiv benutzt. Jede Mannschaft erhielt dann den Auftrag, bis zur nächsten Veranstaltung einhundert Namen für die Tempelarbeit mitzubringen. Der Stamm Juda brachte doppelt so viele und erntete genügend Punkte, um den ersten Platz zu erringen und die Trophäe des Monats mit nach Hause zu nehmen.

Von den Bewohnern Rio de Janeiros gehören nur vier Prozent der Kirche an, und so gibt es viel Gelegen-

Teri Jenks

SUPER SAMSTAG IN

heit, andere Menschen mit dem Evangelium bekanntzumachen. Besonders lohnend war es, Freunde zum Supersamstag mitzubringen, da jeder, der einen Freund mitbrachte, für seine Mannschaft Punkte erntete.

Christiane Cardoso aus der Gemeinde Fonseca – ihre braunen Locken umrahmen schöne Augen und ein strahlendes Lächeln – lädt ihre Freunde und Freundinnen gern zu Veranstaltungen der Kirche ein. „Ich bin froh, wenn ich anderen vom Evangelium erzählen kann", sagt sie.

Sergios Schulkameraden fragen ihn oft nach seiner Religion, weil sie wissen, daß seine Prinzipien anders sind. „Ich gebe ihnen Antwort auf ihre Fragen und sage ihnen, woran ich glaube", sagt Sergio, und aus seiner Stimme hört man, daß er ein festes Zeugnis hat.

„Ich lade sie zum Sonntagsgottesdienst und zu unseren Veranstaltungen ein. Manche kommen, manche nicht", meint er und zuckt die Achseln. Seit sich Sergio vor zweieinhalb Jahren taufen ließ, hat er den Missionaren geholfen, drei seiner Freunde zu belehren und zu taufen.

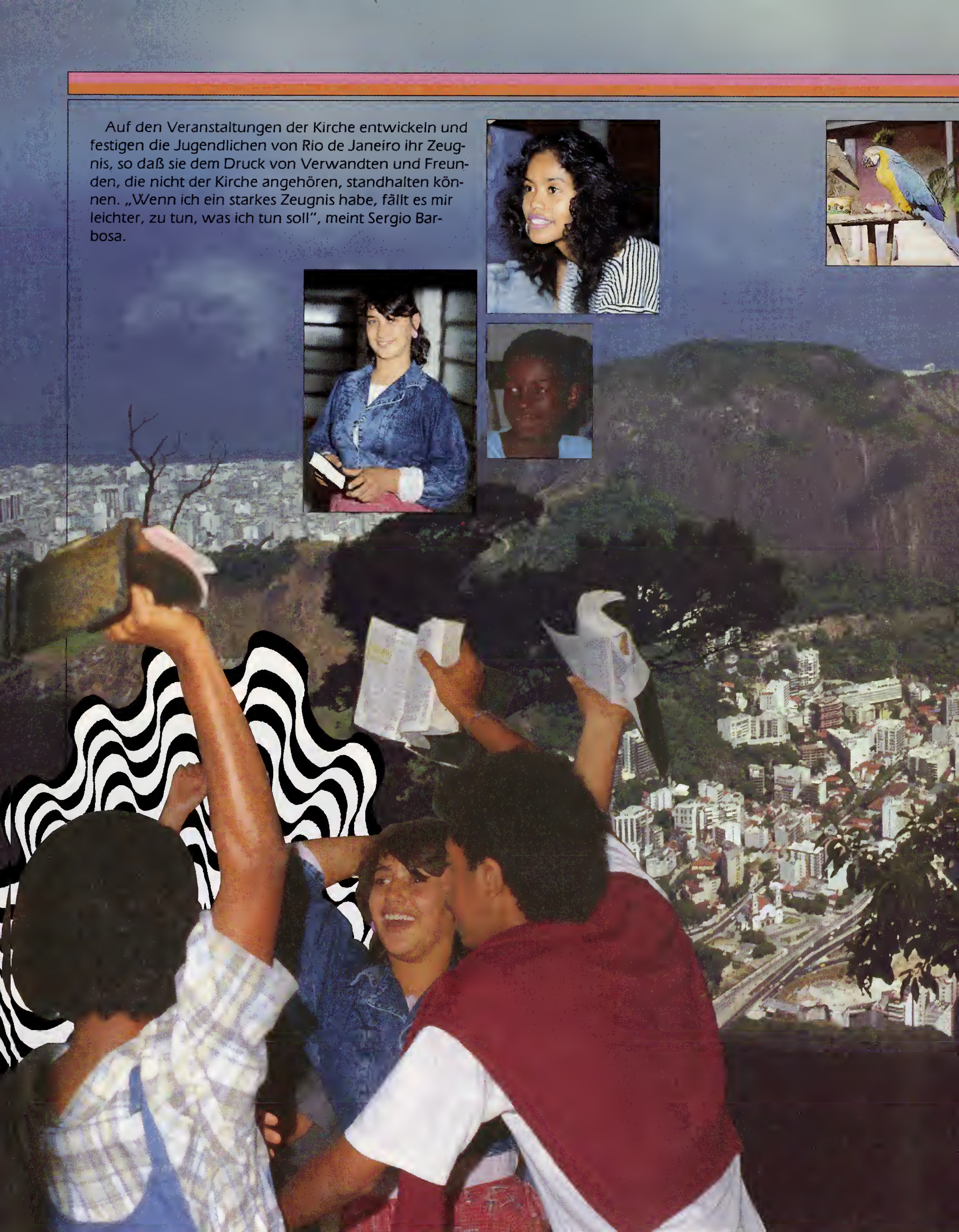
Nach einem reichlichen Mittagessen, das die JM- und die JD-Organisation vorbereitet haben, können die Jugendlichen zwischen Sport am Nachmittag oder einem Tanzabend wählen. Volleyball und Basketball wird zwar von allen gespielt, aber der populärste Sport in Brasilien ist immer noch Fußball. Die Teamarbeit bei der Schriftstellenjagd fehlt auch auf dem Spielfeld nicht, wo es um Tore geht. Nach den Tagesaktivitäten kehren die Jugendlichen nach Hause zurück – manchmal mit schmerzenden Muskeln, aber immer geistig erfrischt und voll Vorfreude auf den nächsten Supersamstag.

„Die Jugendlichen zur Einigkeit zu bringen und ihnen bewußt zu machen, daß sie mit ihren Zielen nicht allein sind, das ist der Hauptzweck der Jugendveranstaltungen", sagt Ramiro. Eine der besten Veranstaltungen ist die jährliche Jugendtagung, eine viertägige Parallel- beziehungsweise Gegenveranstaltung zum brasilianischen Karneval, denn dort herrscht eine nicht gerade erbauliche Atmosphäre.

Die Jugendlichen der Kirche fahren dann zu einer Farm oder Ortschaft in der Nähe, wo vom Karneval wenig oder gar nichts zu spüren ist. Die vier Tage sind ausgefüllt mit Sportveranstaltungen, Spiel, Tanz und glaubensstärkenden Versammlungen. „Die Jugendtagung ist eine gute Alternative zum Karneval", sagt Carlos Eduardo Pas. „Ich lerne hier neue Freunde kennen und fahre als besserer Mensch nach Hause."

Zur Erholung gibt es evangeliumsorientierte Spiele und Sport. Der Familienabend und die Sonntagsversammlungen schaffen einen Geist, der die Einigkeit in der Gruppe fördert. Für manche ist die Zeugnisversammlung am Schluß der Tagung ein Höhepunkt. „Manche geben hier zum erstenmal im Leben Zeugnis", sagt Iclea, „und oft sind es sogar Freunde, die nicht der Kirche angehören."





Auf den Veranstaltungen der Kirche entwickeln und festigen die Jugendlichen von Rio de Janeiro ihr Zeugnis, so daß sie dem Druck von Verwandten und Freunden, die nicht der Kirche angehören, standhalten können. „Wenn ich ein starkes Zeugnis habe, fällt es mir leichter, zu tun, was ich tun soll", meint Sergio Barbosa.



Durch Seminaraktivitäten entwickeln und festigen junge Leute in Brasilien ihr Zeugnis.

Aufgrund ihres starken Zeugnisses vom Evangelium arbeiten die Jugendlichen gemeinsam auf ihre Ziele hin und werden so bessere Mitglieder der Kirche – junge Männer und Frauen mit einem Zeugnis, das strahlt wie die Mittagssonne im heißen, tropischen Rio de Janeiro. □

IN LICHT GETAUCHT

Marilyn Brown

Nachdem das Abendmahl ausgeteilt war, holte mein Bruder Robert Bleistift und Papier hervor und begann zu zeichnen. Ich machte mir Sorgen um ihn. Er war sechzehn und Priester und für solche Kindereien eigentlich zu alt. Ich blickte zu meiner Mutter hinüber. Sie wirkte gelassen wie immer. Sie nahm keine Notiz von seinem Benehmen in der Kirche. „Besser, er kommt zur Kirche und zeichnet, als er bleibt daheim", hatte sie einmal zu mir gesagt, und: „Er wird sich schon noch ändern."

Wir beide wußten: Robert wäre heute morgen lieber in den Bergen in einem kalten Schlafsack aufgewacht. Hätten wir ihn daheimgelassen, er wäre mit seinem Hund Juno wandern gegangen. „Wenn ich in die Berge gehe, hab ich viel mehr davon als von dieser muffigen Versammlung", hatte er Vater einmal angebrüllt.

„Trotzdem sind wir eine Familie, die zur Kirche geht", hatte mein Vater mit sanfter Stimme erwidert. „Und du gehörst zur Familie, solange du hier wohnst. Also kommst du auch mit zur Kirche."

Ich blickte auf Roberts Hände, junge, feste Hände, gewohnt, Holz zu spalten und zu schnitzen, Knoten zu binden und Zeltgräben auszuheben. Die Fingernägel waren rissig und grau. So, wie er aussah, paßte er tatsächlich eher in die Berge als in die Kirche.

Manchmal glaubte ich ihn zu verstehen. Er wollte Gott draußen verehren, wie er sagte, da, wo er wirklich sei. Das Buch Mormon hatte er noch nie gelesen. In der Sonntagsschule machte er Witze. Und was in der Abendmahlsversammlung gesagt wurde, drang vermutlich gar nie zu ihm durch.

Robert zeichnete immer noch, und ich sah ihm zu, obwohl ich eigentlich der Rednerin hätte zuhören sollen. Ich versuchte, mich auf sie zu konzentrieren. Sie sprach von ihrem Sohn, der eben erst von seiner Mission zurückgekommen war.

„Die meisten von Ihnen kennen Brian noch von früher, bevor er auf Mission ging", sagte sie. „Sie wissen ja – er war immer ein Individualist. Er ging lieber mit seinem Hund in die Berge als zur Kirche."

Plötzlich war ich hellwach. Wenn Robert nur zuhören würde, statt dämlich zu kritzeln.

„Manchmal blieb er tagelang verschwunden. Er ging einfach mit dem Hund in die Berge", fuhr sie fort. „Wir saßen daheim und beteten, Gott möge ihn beschützen, wo immer er auch sei."

Vielleicht war es sogar besser, wenn Robert nicht hinhörte. Womöglich kam er noch auf dumme Gedanken. Aber ich sah, daß seine Hand innehielt. Er gab acht! Nun konnte ich nur beten, daß er die Worte dieser Mutter nicht falsch auffassen und womöglich tagelang mit seinem Hund verschwinden würde.

„Brian wollte Gott immer auf seine Art verehren", sagte seine Mutter.

Ich blickte zu Robert. Jetzt hörte er zu, natürlich. Ich war mir nicht sicher, ob das gut war. Aber die Mutter redete weiter. Ihr Junge habe sich verändert. Er sei auf Mission gegangen – ein Wunder!

Robert dachte, den Rest kenne er auswendig, und widmete sich wieder seiner Zeichnung. Dann war es Zeit, daß der zurückgekehrte Missionar redete.

„Ich wollte nicht wie alle andern sein und auf Mis-

sion gehen", sagte er. „Ich war anders, und ich würde auch ohne Kirche gut zurechtkommen. Ich meinte glücklich zu sein, wenn ich nicht zu den Versammlungen, sondern tagelang in die Berge wandern ging. Manchmal wußten meine Eltern nicht, wo ich war. Ich weiß, ich habe ihnen oft Sorgen gemacht."

Robert blickte den Missionar nicht an.

„Aber dann gingen meine Freunde auf Mission, und ich mußte mich entscheiden", fuhr der Missionar fort. „Es war eine der schwierigsten Zeiten meines Lebens. Ich hatte noch nie das Buch Mormon gelesen.

Einer meiner Freunde, der auf Mission ging, sagte zu mir: ‚Freilich wird erwartet, daß du auf Mission gehst, aber es zwingt dich niemand dazu. Aber mach wenigstens einen Versuch: Lies das Buch Mormon. Nein sagen kannst du immer noch.'

Tja, wie die Sache dann ausging, wissen Sie ja."

Die Mitglieder lachten. Sogar Robert schmunzelte.

„Aber ich will Ihnen erzählen, wie es soweit kam", sagte der Missionar. „Ich sagte: ‚Gut, ich gehe zwei Wochen mit dem Hund in die Wüste und lese das Buch Mormon.' Mein Freund fuhr mich und den Hund hinaus an einen entlegenen Ort, 100 Kilometer von der nächsten Straße entfernt. Dort ließ er uns mit ein wenig zu essen und meiner Überlebensausrüstung zurück. Ich bat ihn, uns in ungefähr zwei Wochen wieder abzuholen."

Ich dachte, Robert wären zwei solche Wochen recht gewesen, vor allem, wenn es in der Schule Prüfungen gab, obwohl ich mir nicht vorstellen konnte, daß er das Buch Mormon mitnehmen würde.

„Ich hatte das Buch in zwei Tagen zu Ende gelesen, und ich wußte: Es ist wahr. Nun stand für mich fest: Ich würde auf Mission gehen. Ich wollte der Welt verkünden, daß Gott sich noch um uns sorgt und daß er uns dieses Buch als Wegweiser gegeben hat. Zwar war ich nun bereit, aber noch trennten mich 100 Kilometer von der Zivilisation, und mein Freund kam erst in 12 Tagen wieder.

So setzte ich mich auf einen Stein und überlegte, was ich tun sollte. Es war wirklich nicht sinnvoll, daß ich noch länger dablieb. Also beschloß ich, den Rückmarsch zu versuchen. Die Richtung wußte ich ja. Ich wußte auch, wie weit es bis zur Straße war. In ein paar Tagen würde ich die Straße erreichen können, wenn ich den Großteil meiner Lebensmittel und meine Ausrüstung zurückließ, um sie später mit dem Wagen zu holen. Rückblickend sehe ich freilich ein, wie verrückt dieser Gedanke war. Am Morgen brach ich auf.

Ich verließ meinen Lagerplatz mit nur ein paar Äpfeln, einem Messer und Streichhölzern in der Jackentasche. Ich hielt ein tüchtiges Tempo vor und hatte bis zum halben Nachmittag gut dreißig Kilometer geschafft. Dann aber begann es zu regnen.

Es war kein gewöhnlicher Regen, eher plötzliche Flut. Es goß in dichten, dunklen Strömen. Ich sah nichts mehr und konnte mich nicht orientieren. Mein Hund und ich waren in kürzester Zeit völlig durchnäßt. Der Nachmittag zog sich endlos, und wir begannen vor Kälte zu zittern. Ich zog die Jacke fest um die Schultern. Ein schreckliches Gefühl beschlich mich: Was sollte ich tun?

Ich wußte genug über die Gefahren einer Unterkühlung, und mir war klar: Ich mußte Schutz vor dem Regen finden. Es war Februar, bald wurde es Abend, und dann würde der Regen gefrieren. Ich mußte irgendwie trocken werden, aber ich war zu weit weg von meiner Ausrüstung, um noch umzukehren. Zum Glück fand ich eine schützende Felsspalte. Ich zwängte mich hinein – sie war gerade groß genug für mich. Der Hund stand durchnäßt, zitternd und schwanzwedelnd draußen. Ich wollte das Ende des Sturms abwarten und blieb, wie mir schien, stundenlang an dieser Stelle. Schließlich sah ich ein, daß wir dort nicht bleiben konnten. Ich mußte mich bewegen und den Kreislauf in Bewegung halten, aber draußen in der Kälte schüttete es immer noch. Was konnte ich unternehmen?

Ich glaube, es war das erstemal in meinem Leben, daß ich wahrhaftig mit Gott sprach. Ich redete mit ihm wie nie zuvor. Ich sagte ihm, mein Hund und ich seien in großer Gefahr, wenn wir nicht trocken würden, bevor es zu gefrieren begann, und wenn der Sturm womöglich tagelang dauerte, würden wir weder etwas zu essen noch Feuerholz finden können.

Ich sagte dem himmlischen Vater, ich wüßte nun, daß das Buch Mormon wahr sei, und ich würde auf Mission gehen und andere Menschen auffordern, es zu lesen, damit sie dieselbe Gewißheit erlangten.

Einen Moment lang hörte ich auf, zu ihm zu flehen, und horchte. Vermutlich erwartete ich, er würde den



Regen enden lassen, aber es goß nach wie vor in Strömen.

Noch nie hatte ich so innig gebetet wie damals. Plötzlich kam mir der Gedanke, daß der Herr seinen Teil tun würde, wenn ich mich einfach wieder auf den Weg machte. Vielleicht würde er mir die Kraft geben, die Kälte auszuhalten – jedenfalls mußte ich hinaus und mich bewegen.

Als ich die Felsspalte verließ, überkam mich ein Gefühl der Ruhe. Der Hund und ich gingen vielleicht hundert Meter durch den Regen. Ich ließ die Felsen hinter mir und hielt auf das flache Land zu. Meine Schuhe, meine Kleider, die Streichhölzer – alles war triefnaß, und der Regen war noch immer wie ein grauer Vorhang.

Als ich aber weiterging und im Herzen um Kraft betete, darum betete, daß ich wüßte, was ich tun sollte, tat sich plötzlich über mir eine helle Stelle auf. Ich blickte umher – es regnete nicht mehr!

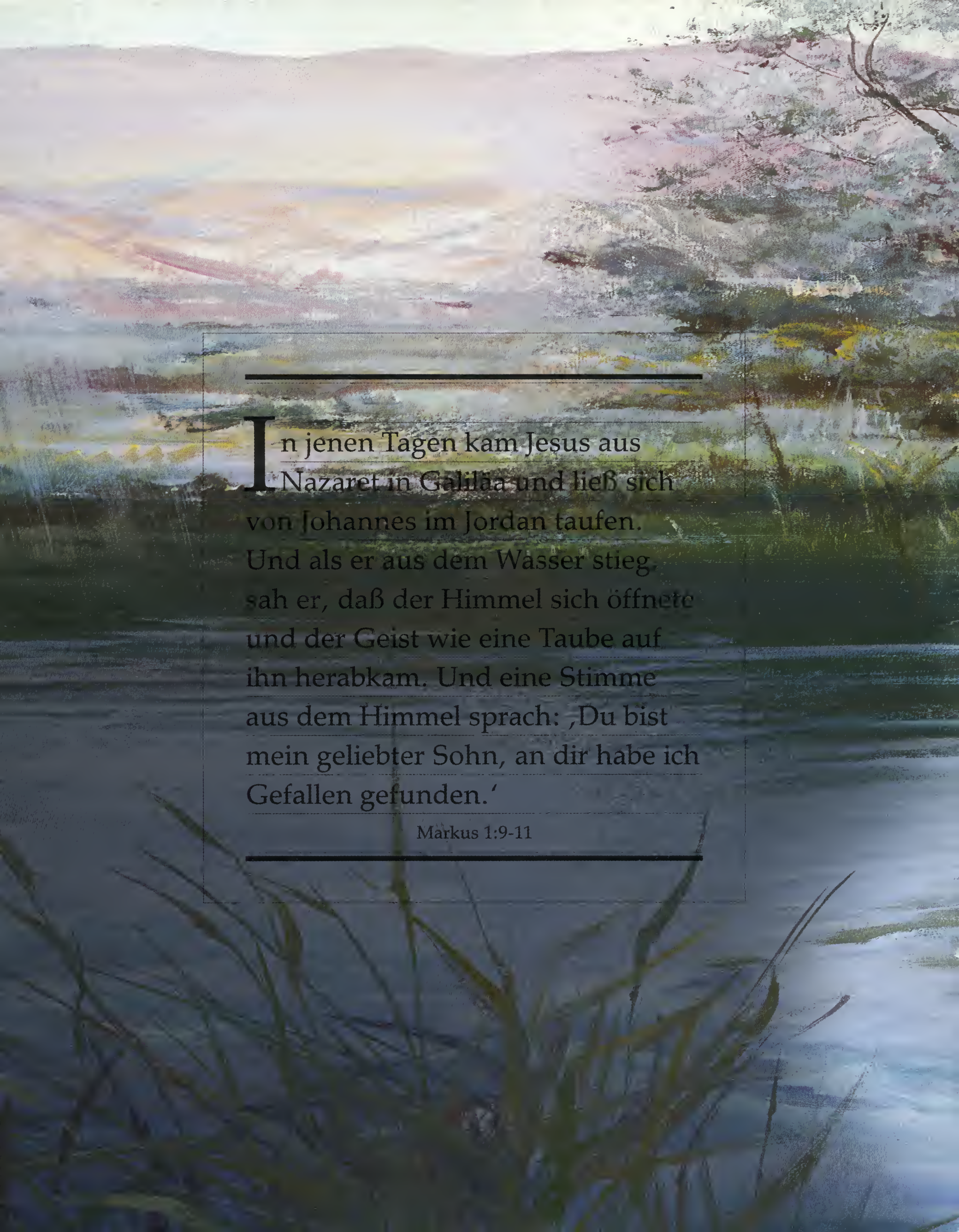
Ich blieb stehen und blickte nach den blauen Bergen in der Ferne. Nur da, wo ich ging, regnete es in einem größeren Umreis nicht. Rund um diesen Kreis fiel der Regen immer noch wie ein grauer Schleier. Ich konnte es kaum fassen. Es war ein mildes, tröstliches Licht, das auf mich fiel. Mir war wärmer, ich fühlte mich trockener, und ich schaffte den Rückweg zu Fuß."

In der Kapelle war es ganz still. Mir war, als sei ich nicht in der Kirche, sondern zusammen mit diesem Missionar draußen im Regen in den blauen Bergen. Und Robert ging es nicht anders.

Ich hörte mich selbst atmen und spürte mein Herz klopfen. Das Blatt Papier mit der Zeichnung fiel auf die Erde. Robert rückte näher zur Mutter, und sie legte den Arm um ihn. So saßen wir in der Abendmahlsversammlung, und es war, als wären auch wir in Licht getaucht. □

Ein mildes, tröstliches Licht fiel auf mich, und ich fühlte mich warm und trocken, obwohl ich vom Regen durchnäßt war, der mich ringsum immer noch einschloß wie ein grauer Schleier.





In jenen Tagen kam Jesus aus Nazaret in Galiläa und ließ sich von Johannes im Jordan taufen. Und als er aus dem Wasser stieg, sah er, daß der Himmel sich öffnete und der Geist wie eine Taube auf ihn herabkam. Und eine Stimme aus dem Himmel sprach: ‚Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Gefallen gefunden.'

Markus 1:9-11